

Markus Steinmayr

## Abstieg trotz Bildung

Inszenierungen sozialer Unsicherheit in der Gegenwartsliteratur  
(Melle, Kisch, Bilkau)

<https://doi.org/10.1515/iasl-2019-0005>

**Abstract:** Many figures of educational descent are to be found in contemporary German literature. This article takes this observation as an opportunity to bring together social science descriptions of the present (precarity) with arguments of form and genre (Bildungsroman, Angestelltenroman). The main features of a poetics of social politics are developed from readings of Thomas Melle's *3000 Euro*, Robert Kisch's *Möbelhaus*, and Kristine Bilkau's *Die Glücklichen*, a politics that takes the welfare state programming of the social as an opportunity to inquire about the function of literary representation in the culture of the welfare state (Franz Xaver Kaufmann).

„Frühzeitig“, schreibt Novalis am 8. Februar 1797, „hab' ich meine precare Existenz fühlen gelernt und vielleicht ist dieses Gefühl das erste Lebensgefühl in der Künftigen [sic!] Welt.“<sup>1</sup> Nimmt man die Frühromantik als eine erste (und auch folgenreiche) Auseinandersetzung mit kultureller, philosophischer und sozialer Modernisierung und deren Institutionen, so ist diese Bemerkung Novalis' prophetisch. Das ‚Gefühl‘ einer unsicheren, kontingenten Existenz, der alte Gewissheiten abhandengekommen sind, scheint ein sehr modernes Gefühl geworden zu sein; jedenfalls für den Sohn eines Adligen, der angesichts der Entwicklungen und Umstände im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts seine Existenz gerade nicht mehr als ‚gesichert‘, sondern als prekär, und alte Sicherheiten als volatil empfunden hat.

---

**1** Novalis: Brief an Wilhelmine von Tümmel, 08.02.1797. In: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Hg. von Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel. Bd. I: Das dichterische Werk, Tagebücher und Briefe. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1999, S. 614f., hier S. 615.

Der Rückblick in frühromantische Zeiten deutet an, worum es den hier vorgelegten Überlegungen zu tun ist. ‚Prekarität‘ wird in dieser Studie als Reflexionsterminus sozialer Unsicherheit eingeführt. Er erweist sich als sozialwissenschaftliche Vorleistung für die Narration von Figurenbiografien in Texten der Gegenwart.

Zunächst soll, *erstens*, in Auseinandersetzung mit Begriff, Sache und Geschichte der Bildung eine Engführung von sozialwissenschaftlichen Modellierungen von Gegenwartsgesellschaften (Prekarität) mit gattungstheoretischen Fragen (Bildungsroman) vorgestellt werden. Dabei erweist sich die gut etablierte sozialwissenschaftliche Prekaritätsforschung als außerordentlich instruktiv für die Inversion gattungstheoretischer Logiken in der Gegenwartsliteratur. Es werden Ansätze zu einer Begriffs- und Wortgeschichte der Prekarität entwickelt.

An diese begrifflichen und systematischen Vorüberlegungen schließt die Lektüre von drei exemplarischen Texten der Gegenwartsliteratur an. *Zweitens* wird das Narrativ des Bildungsabstiegs, wie es in Thomas Melles Roman *3000 Euro* zutage tritt, entwickelt. In Melles Roman tritt es in Form der ‚Verpöpelung‘ des Protagonisten auf.<sup>2</sup> Melles Roman erweist sich als Bilanzierung der Kosten des sozialen Aufstiegs. In Auseinandersetzung mit Thomas Kischs *Möbelhaus* wird, *drittens*, eine neue Form des Angestelltenromans entdeckt, der, in Anlehnung an einschlägige Darstellungen Hans Falladas und Siegfried Kracauers, das Möbelhaus als Topos neoliberaler Verhältnisse und den Verkäufer als neoliberalen Typus vorstellt.

Kristine Bilkaus *Die Glücklichen* erweist sich, *viertens*, als Roman, in dem vor dem Hintergrund naturalistischer Gattungstraditionen (Experimentalroman) Experimente mit erlebter Prekarität geschildert werden. Der Text fungiert im Rahmen meiner Überlegungen exemplarisch als Gegenwartsdiagnose. Dies leistet er durch eine durchaus konventionelle Verschränkung der Figurenperspektive, die Prekarität als Krise in Szene setzt, mit der Außenperspektive, in der die sich wandelnde Stadtlandschaft Berlins geschildert wird. Formal schreibt sich der Text so wiederum in die Tradition des Großstadtromans im Naturalismus ein. Abschließend widmen sich, *fünftens*, die Überlegungen den zentralen Elementen einer möglichen Poetik der sozialen Politik. Diese Poetik versteht sich als der Versuch, his-

---

2 Der Ausdruck ‚Verpöpelung‘ wurde von Friedrich Nietzsche eingeführt. In der *Genealogie der Moral* heißt es: „Alles [...] verpöbelt sich zusehends.“ In: Friedrich Nietzsche: Die Genealogie der Moral. In: F.N.: Kritische Studienausgabe (KSA). Bd. 5: Jenseits von Gut und Böse, Zur Genealogie der Moral. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: DTV 1988, S. 244–412, hier S. 270. Der Hinweis auf diesen Term Nietzsches findet sich bei Frank Ruda: Alles verpöbelt sich zusehends. Namenlosigkeit und generische Inklusion. In: Soziale Systeme 14/2 (2008), S. 210–228, hier S. 220.

torische Veränderungen in der Adressierung des Sozialen mit der Veränderung von oder Beharrung auf Schreibweisen zusammenzubringen.

## 1 Die Präsenz des Prekären

Der Sozialwissenschaftler Oliver Nachtwey schreibt knapp zweihundert Jahre nach Novalis in seinem vielbeachteten Buch *Die Abstiegs-gesellschaft*, dass Literatur „ein sensibler Seismograf“ für Wandlungen des Sozialen sei.<sup>3</sup> Für Nachtwey besteht die grundlegende Veränderung der kapitalistischen Gegenwart in einer zunehmenden Dysfunktionalität (oder in einem zunehmenden Zynismus) des Aufstiegsversprechens. Das Versprechen auf Aufstieg zeichne Nachtwey zufolge sogar die ‚soziale Moderne‘ aus.<sup>4</sup> Deren Versprechen auf soziale Mobilität, Chancengleichheit und Abmilderung von Marktkräften durch sozialpolitische Intervention sind gegenüber den Entwicklungen neoliberaler Theorie ins Hintertreffen geraten. Nachtweys These ist, dass das vorhandene ‚soziale Gefühl‘ einer abnehmenden sozialen Mobilität in der Gegenwartsgesellschaft durch Irritation von Aufstiegsversprechen entsteht: Was vormals „die Quelle des Aufstiegs“ gewesen sei, nämlich Arbeit und Bildung, berge nun die „Gefahr sozialer Abstiege“ in sich.<sup>5</sup>

Die sozialpolitische Logik von Bildung, die Jutta Allmendinger als „status-erzeugend“ beschreibt,<sup>6</sup> wird zunehmend problematischer, da der durch den Bildungsaufstieg erzeugte Status sozialpolitisch nicht mehr garantiert werden kann (oder soll).<sup>7</sup> Für Nachtwey gilt es nun, der abnehmenden sozialstaatlichen Absicherung von gesellschaftlichen Inklusionsversprechen (zu denen zweifelsohne Bildung gehört) Widerstand entgegenzubringen, den er als „Aufbegehren“ bezeichnet.<sup>8</sup> Er versteht darunter eine Art Widerstand, der sich gegen die Usurpation vieler, wenn nicht aller gesellschaftlichen Bereiche und Dimensionen des Sozialen durch das kapitalistische Konkurrenzprinzip und den Markt richtet. Es geht

---

**3** Oliver Nachtwey: *Die Abstiegs-gesellschaft*. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin: Suhrkamp 2016, S. 8.

**4** Vgl. Nachtwey: *Die Abstiegs-gesellschaft* (Anm. 3), S. 17–43. Unter ‚sozialer Moderne‘ versteht Nachtwey im Anschluss an die sozialwissenschaftliche Theoriebildung eine sozialstaatliche Einhegung von Marktkräften, die z.B. Konkurrenz abmildert, indem sie qua monetärer Intervention Zugangsvoraussetzungen egalisiert.

**5** Nachtwey: *Die Abstiegs-gesellschaft* (Anm. 3), S. 121.

**6** Jutta Allmendinger: *Bildungsarmut*. Zur Verschränkung von Bildungs- und Sozialpolitik. In: *Soziale Welt* 50 (1999), S. 35–50, hier S. 37.

**7** Vgl. Allmendinger: *Bildungsarmut* (Anm. 6), S. 39ff.

**8** Nachtwey: *Die Abstiegs-gesellschaft* (Anm. 3), S. 181ff.

ihm darum, das Soziale zumindest in Teilbereichen von der Besetzung durch neo-liberale Paradigmen zu ‚befreien‘. Es geht also darum, kulturelle Räume jenseits des kapitalistischen Imperativs, der letztlich jede soziale Situation in eine Wettbewerbssituation verwandelt, als schützenswert anzuerkennen.

Zu den die kapitalistische Gegenwart (und die Geschichte des Kapitalismus) prägenden Imaginationen der individuellen Identität gehört, wie schon angedeutet, der soziale Aufstieg durch Leistung respektive Bildung.<sup>9</sup> An diesen Imaginationen hat die Literatur einen entscheidenden Anteil. In Bezug auf den Goethe’schen Bildungsroman hat Karl May von der „ethisch-praktischen Sozialität“ gesprochen,<sup>10</sup> die am Ende des Bildungsprozesses steht. Das Ziel ist nicht mehr ausschließlich die individuelle Selbstvervollkommnung, sondern die Einfügung in gesellschaftliche Verhältnisse. Daraus resultiert die Differenz zwischen den subjektiven Zwecken und den objektiven gesellschaftlichen Zwecken, wie sie Georg Wilhelm Friedrich Hegel festgestellt und für den Roman erarbeitet hat:

Sie [die Helden; M.S.] stehen als *Individuen* mit ihren *subjektiven Zwecken* der Liebe, Ehre, Ehrsucht oder mit ihren *Idealen der Weltverbesserung* dieser bestehenden Ordnung und Prosa der Wirklichkeit gegenüber, die ihnen von allen Seiten Schwierigkeiten in die Hand legt, und [halten] es für ein Unglück [...], daß es überhaupt Familie, bürgerliche Gesellschaft, Staat, Gesetzte, Berufsgeschäfte usf. gibt, welche diese substantiellen Lebensbeziehungen sich mit ihren Schranken grausam den Idealen und dem *unendlichen Rechte des Herzens* entgensetzen.<sup>11</sup>

Zugrunde liegt dieser Argumentation ein Bildungsbegriff, der weit über die klassischen Fassungen dieses Begriffs hinausgeht. Die Konstellation, die Hegel mit seinem Bildungsbegriff eröffnet, ist zugleich folgenreich und unterschätzt. Die Pointe von Hegels Bildungsbegriff ist nämlich, dass der Begriff ‚Bildung‘ einerseits Modernisierung reflektiert, gleichzeitig aber genau dadurch Entfremdung in Szene setzt. Hegel ordnet die Bildung der Welt des entfremdeten Geistes zu. In der *Phänomenologie des Geistes* heißt es: „Die Allgemeinheit aber, welche hier gilt, ist die *gewordene*, und darum ist sie *wirklich*. Wodurch das Individuum hier Gelten

<sup>9</sup> Vgl. Eva Blome/Patrick Eiden-Offe/Manfred Weinberg: Klassen-Bildung. Ein Problemaufriss. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 35/2 (2010), S. 158–194. Kritisch anzumerken ist, dass die AutorInnen auf die Thematisierung des Hegel’schen Bildungsbegriffs verzichten. Dieser aber ist elementare Voraussetzung dafür, die Überwindung von Klassen-Grenzen im Medium der Bildung zu denken.

<sup>10</sup> Karl May: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Bildungsroman? In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (DVjs) 31/1 (1957), S. 1–37, hier S. 30.

<sup>11</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik II. In: G.W.F.H.: Werke. Bd. 14. Hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986, S. 219.

und Wirklichkeit hat, ist die Bildung. Seine wahre ursprüngliche Natur und Substanz ist der *Geist der Entfremdung* des natürlichen Seins.<sup>12</sup> In Hegel'scher Manier wird diese, dem Bildungsbegriff zugrunde liegende Entfremdung im Bereich des Sittlichen vorangetrieben. Bildung lässt sich als Reflexionsprozess einer ursprünglichen Entfremdung deuten, die für Hegel den Begriff der Bildung zu einem Begriff macht, mit dem moderne Verhältnisse beschrieben werden können.<sup>13</sup> Hegel argumentiert weit jenseits des Gedankens einer Versöhnung durch das Schöne oder durch individuelle Selbstvervollkommnung, der immer auch in Bildung steckt. Für Hegel ist Bildung gerade kein Inklusionsversprechen, sondern bedeutet gerade Reflexion von Exklusion. Vielleicht ist es gerade diese Dimension des Bildungsbegriffs, die Hegels Variation des Bildungsbegriffs so modern macht.

Eine Gesellschaft, die sich meritokratisch wähnt, definiert den Bildungsbegriff zu einem individuellen Leistungsprogramm um. Im Zentrum dieses Programms steht dann die Selbstvervollkommnung, die Voraussetzung ist, um gesellschaftlich zu reüssieren. Im Konzept der Selbstvervollkommnung kommen zwei Aspekte zusammen: Zum einen wird die „Kultivierung der eigenen Individualität zum Dienst an der Gemeinschaft“<sup>14</sup> und ist somit nicht mehr Selbstzweck, zum anderen wird ‚Kultivierung‘ zu einem Leistungsprogramm, das genau diese Individualität zu steigern vermag, um gesellschaftlich funktional sein zu können.<sup>15</sup>

Trotz aller Versuche der literaturwissenschaftlichen Forschung, Bildungsdiskurs und Sozialgeschichte auf eine neuartige Art und Weise zusammenzuführen, hat dieser, wenn man so will, *social turn* trotz aller Ankündigung, „den politischen Gehalt des Bildungsnarrativs“ kulturwissenschaftlich zu reflektieren,<sup>16</sup> nicht dazu geführt, ihn tatsächlich zu thematisieren. Wenn eine Gesellschaft in ihrer Selbstbeschreibung Terme der Offenheit von sozialen Grenzen nutzt, dann muss sie Mechanismen anbieten, soziale Grenzen zu überwinden.

Dieser Mechanismus ist sehr lange ein elementarer Teil des Bildungsversprechens gewesen. Denn die Überwindung von gesellschaftlichen Grenzen durch Bildungsleistung liegt ja gerade nicht mehr nur im Interesse des Einzelnen, sondern

---

12 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Bd. 3. Hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973, S. 364.

13 Vgl. Birgit Sandkaulen: *Bildung bei Hegel – Entfremdung oder Versöhnung*. In: *Hegel-Jahrbuch XX/1* (2014), S. 430–438.

14 Hans Bayer: *Zur Soziologie des bürgerlichen Bildungsbegriffs*. In: *Paedagogica Historica* 15/2 (1975), S. 321–355, hier S. 355.

15 Vgl. Nina Verheyen: *Die Erfindung der Leistung*. München: Hanser 2018, S. 99–155.

16 Eva Blome/Maud Meyzaud: *Editorial. Schwerpunkt: Verweigerter Bildung*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 41/2 (2016), S. 242–250, hier S. 243.

erscheint als eine gesellschaftliche Notwendigkeit. Konsequenz ist eine Expansion von Bildungsmöglichkeiten, die, als ökonomisches Kalkül, auf extrinsische Bedarfe seitens der Ökonomie setzt. Friedrich Nietzsche, einer der großen Bildungsexpansionskritiker am Ende des 19. Jahrhunderts, hat diesen Sachverhalt in seiner Basler Vorlesung über die Zukunft der Bildungsanstalten folgendermaßen formuliert:

Ich glaube bemerkt zu haben, von welcher Seite aus der Ruf nach möglichster Erweiterung und Ausbreitung der Bildung am deutlichsten erschallt. Diese Erweiterung gehört unter die beliebten nationalökonomischen Dogmen der Gegenwart. Möglichst viel Erkenntniß und Bildung – daher möglichst viel Produktion und Bedürfniß – daher möglichst viel Glück: – so lautet etwa die Formel. Hier haben wir den Nutzen als Ziel und Zweck der Bildung, noch genauer den Erwerb, den möglichst großen Geldgewinn. Die Bildung würde ungefähr von dieser Richtung aus definirt werden als die Einsicht, mit der man sich ‚auf der Höhe seiner Zeit‘ hält, mit der man alle Wege kennt, auf denen am leichtesten Geld gemacht wird, mit der man alle Mittel beherrscht, durch die der Verkehr zwischen Menschen und Völkern geht. Die eigentliche Bildungsaufgabe wäre demnach möglichst ‚courante‘ Menschen zu bilden, in der Art dessen, was man an einer Münze ‚courant‘ nennt. Je mehr es solche couranten Menschen gäbe, um so glücklicher sei ein Volk: und gerade das müsse die Absicht der modernen Bildungsinstitute sein, Jeden so weit zu fördern als es in seiner Natur liegt, ‚courant‘ zu werden, Jeden derartig auszubilden, daß er von seinem Maß von Erkenntniß und Wissen das größtmögliche Maß von Glück und Gewinn hat.<sup>17</sup>

Denn der ‚politische Gehalt‘, oder, wie es bei Nietzsche heißt, der ‚nationalökonomische‘ Gehalt von Bildung, wie er erst im 19. Jahrhundert entwickelt worden ist, liegt ja gerade in der Vorstellung, als gebildetes Subjekt gesellschaftlich funktional sein zu können. Dazu dienen die Institutionen wie die Universität, die letztlich daran arbeiten, die „Rechte des Genies“ zu „demokratisir[en]“<sup>18</sup> und dem Genie ein Curriculum zu verschaffen.<sup>19</sup> Ferner – zurückgehend auf Überlegungen des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts – entwickelt der Staat die Akkumulation von Bildungsressourcen immer mehr zu seiner Aufgabe. Indem Bildung einerseits ökonomisiert und andererseits die Ergebnisse von Bildungsprozessen ökonomischen Interessen (Arbeitskräftebedarf, Professionalisierung) überlassen werden, kann Bildung somit zu einer gleichzeitig individuellen

---

<sup>17</sup> Friedrich Nietzsche: Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Sechs öffentliche Vorträge. In: F.N.: Kritische Studienausgabe (KSA). Bd. 1: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I-IV. Nachgelassene Schriften 1870–1873. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: DTV 1988, S. 641–763, hier S. 667.

<sup>18</sup> Nietzsche: Ueber die Zukunft (Anm. 17), S. 666.

<sup>19</sup> Vgl. Walter Erhart: Werther und die Philister. In: Remigius Bunia/Georg Stanitzek (Hg.): Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur der neueren deutschen Literatur. Berlin: Akademie-Verlag 2011, S. 195–215.

und gesellschaftlichen Ressource werden.<sup>20</sup> Mit der Zusammenführung von Ökonomie und Bildung ist eine Traditionslinie beschrieben, die bis in die Gegenwart hinein fortsetzbar ist. Bildung ist ein bürgerliches Abenteuer. Jürgen Habermas hat dies apodiktisch so formuliert: „Der Edelmann ist, was er repräsentiert, der Bürger, was er produziert.“<sup>21</sup>

So unterscheidet der große Pädagoge und Bildungshistoriker Friedrich Paulsen Ende des 19. Jahrhunderts zwischen den „besitzenden und gebildeten Klassen“ und den „arbeitenden und besitzlosen Klassen“.<sup>22</sup> Allein der besitzenden Klasse wird Bildung zugesprochen. Die große Ausnahme bilden die Akademiker, die, obwohl ohne Besitz, dennoch gebildet sein können.<sup>23</sup> Aus „Bildung“ wird exklusives Eigentum, das es nicht zulässt, dass „ein Bauer oder Schuhmacher“ zu „den Gebildeten“<sup>24</sup> zählt. Die gesellschaftliche Dimension der Bildung, die an Besitz gebunden ist, wird unterschieden von der individuellen Bildungsfähigkeit. Diese Fähigkeit impliziert die individuelle Aneignung kultureller und sozialer Mannigfaltigkeit im Medium der Individualität. Einerseits also wird Bildung als gesellschaftliche Ressource instrumentalisiert, andererseits erscheint Bildung, bezogen auf das Individuum, als individueller Aneignungsvorgang. Diese Vorleistungen sind es, die die sozialpolitische Programmierung des Bildungsbegriffs ermöglichen.

Man könnte den von Inga Probst, Elke Brüns und anderen konstatierten *social turn* der Literaturwissenschaft nutzen,<sup>25</sup> um einerseits die wohlfahrtsstaatliche Programmierung des Sozialen mit dem Bildungsbegriff zusammenzuführen. Andererseits wird das Soziale häufig in einer Art und Weise verstanden, die gerade in dem Versuch, „das Soziale als Bezugssystem nicht nur der Literatur, sondern auch der Literatur- und Kulturwissenschaften zu reetablie-

---

**20** Vgl. Rudolf Vierhaus: [Art.] Bildung. In: Otto Brunner (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 1: A-D. Stuttgart: Ernst Klett 1972, S. 508–551, insbesondere S. 530ff.; Reinhart Koselleck: *Zur anthropologischen und semantischen Struktur von Bildung*. In: R.K. (Hg.): *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, S. 105–158.

**21** Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 68.

**22** Friedrich Paulsen: *Bildung* (1893). In: F.P.: *Gesammelte pädagogische Abhandlungen*. Hg. und eingeleitet von E. Spranger. Stuttgart/Berlin: J.G. Kotta 1912, S. 127–150, hier S. 129f.

**23** Vgl. Paulsen: *Bildung* (Anm. 22), S. 129.

**24** Paulsen: *Bildung* (Anm. 22), S. 137.

**25** Vgl. Inga Probst: *Überwindet Arbeit alles oder wird sie überwunden? Narrative der Arbeit – aktuelle Forschungsperspektiven eines virulenten Themas*. In: Torsten Erdbrügger/Ilse Nagelschmidt/I.P. (Hg.): *Omnia vincit labor? Narrative der Arbeit. Arbeitskulturen in medialer Reflexion*. Berlin: Kadmos 2013, S. 17–47; Elke Brüns: *Einleitung. Plädoyer für einen social turn in der Literaturwissenschaft*. In: E.B. (Hg.): *Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur*. München: Fink 2008, S. 7–21.

ren“,<sup>26</sup> nicht erkennbar werden lässt, dass das Soziale gerade in seiner Funktion als ‚Bezugssystem‘ infrage gestellt beziehungsweise verhandelt wird. Zudem herrscht häufig Unklarheit darüber, was ‚das Soziale‘ der Literatur sein könnte.<sup>27</sup> Entscheidend für das hier zugrunde gelegte Verständnis des Sozialen ist seine „wohlfahrtsstaatliche Programmierung“. Darunter werden Maßnahmen verstanden, die „auf die Kluft von politischer Organisation und wirtschaftlichem System“ abzielen.<sup>28</sup> In der Zusammenführung eines neuen Begriffs des Sozialen mit der Frage nach der Krise eben dieses Sozialen, soll jene Schicht in den Blick genommen werden, die die sogenannte Mehrheit bildet: die Mitte. Es fällt nämlich auf, dass in den Geschichten der Gegenwart die Figuren einer sozialen Schicht entstammen, die die Sozialwissenschaft die ‚Mitte‘ nennt.<sup>29</sup>

Bildungsabsteiger sind typischerweise Figuren der Mitte. Der Terminus ‚Mitte‘, so heißt es bei Stephan Mau, sei „unscharf, ja geradezu schwammig“.<sup>30</sup> Ihr Status sei einer „sozialstrukturelle[n] Zone“ ähnlich,<sup>31</sup> in der sich alle jene befinden, die sich „weder der Ober- noch der Unterschicht“ zurechnen.<sup>32</sup> Diese Schicht sei in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zahlenmäßig expandiert und bilde mittlerweile die Mehrheit der Gesellschaft. Zusammengehalten durch sozialstaatliche Absicherung, Willen zum Aufstieg durch Bildung, erforscht und statistisch vermessen durch empirische Sozialwissenschaften, wird die ‚Mitte der Gesellschaft‘ zum Zentrum gesellschaftlicher Selbstbeschreibung.

Wenn jemand die Mitte nach oben verlässt, ist das weniger problematisch, weil es der kapitalistischen Logik des sozialen Aufstiegs entspricht; verlässt aber jemand die Mitte nach *unten* (oder hat Angst davor, dies tun zu müssen), so ist dies ein Symptom einer grundsätzlichen Krise der Mitte und ihres Zusammenhalts, die zu einer gesamtgesellschaftlichen Krise wird.<sup>33</sup> Die Trägerschicht des Bildungsversprechens beginnt zu erodieren.

---

**26** Brüns: Einleitung (Anm. 25), S. 16.

**27** Vgl. hierzu auch die Debatte in der der Zeitschrift für Kulturwissenschaft 11/2 (2017), insbesondere die Beiträge von Doris Bachmann-Medick, Eva Blome und Patrick Eiden-Offe.

**28** Fabian Kessl/Holger Ziegler: Gesellschaft/Das Soziale: In: Andreas Hanses/Hans-Günther Homfeldt (Hg.): Lebensalter und Soziale Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider 2008, S. 93–117, hier S. 100.

**29** Vgl. für eine kritische Sicht auf dieses Phänomen: Enno Stahl: Kneipen-Jobber und Kulturschaffende. Pseudo-dokumentarische Lebens- und Arbeitsentwürfe in der deutschen Gegenwartsliteratur. In: Kultur & Gespenster 3 (2007), S. 248–257.

**30** Steffen Mau: Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht? Berlin: Suhrkamp 2012, S. 13.

**31** Mau: Lebenschancen (Anm. 30), S. 13.

**32** Mau: Lebenschancen (Anm. 30), S. 13.

**33** Vgl. Ulf Kadritzke: Mythos ‚Mitte‘. Oder: Die Entsorgung der Klassenfrage. Berlin: Bertz&Fischer 2017.



Wie die Mitte als Imagination eines Zentrums des Sozialen funktioniert, lässt sich sehr gut am Beispiel des Bildungsdiskurses zeigen. Die Voraussetzung dazu ist ein instrumenteller Bildungsbegriff, der, wie beschrieben, sich gerade von einem Ideal der Persönlichkeitsbildung verabschiedet und zwischen Distinktionsmöglichkeiten, Träumen von sozialer Homogenität und sozialer Volatilität oszilliert. Einerseits wird durch die Abnahme von Distinktionsmöglichkeiten und durch das Aufkommen sozialer Diversität das Aufstiegsversprechen aus Sicht der Mitte bedroht, andererseits wird in bildungspolitischen Debatten die Illusion von der Möglichkeit, durch Bildung aufzusteigen, genährt. Die Mitte fungiert somit als soziale Adresse des Bildungsdiskurses.

Der Bildungsbegriff ist auch in seiner ökonomisierten Variante immer davon ausgegangen, dass die akkumulierten Bildungsressourcen auch tatsächlich gesellschaftlich von Nutzen sind beziehungsweise gebraucht werden. Wenn dieses Narrativ nicht mehr funktioniert, dann entsteht eine Bildungsangst, die weder an den Ertrag von Bildung noch an den Aufstieg glaubt. Es handelt sich hierbei um eine schleichende Entbürgerlichung des Bildungsbegriffs. Mit ‚Entbürgerlichung‘ ist hier ein Vorgang gemeint, der die Trägerschicht des Bildungsgedankens, nämlich das Bürgertum, in seinen Narrativen und Selbstinterpretationen erodieren lässt. Dieser Vorgang ist für die Literaturwissenschaft von erheblicher Bedeutung.

Die gesellschaftliche Dysfunktionalität des Bildungsgedankens und das damit einhergehende nicht mehr funktionierende Bildungsversprechen realisieren sich in der Literatur als „Bildungskatastrophen“,<sup>34</sup> die verstärkt mit der Konjunktur beziehungsweise der Reformbedürftigkeit des Bildungsbegriffs auftreten.<sup>35</sup> Das ist eine Möglichkeit. Eine andere Möglichkeit besteht darin, Korrelationen zwischen sozialgeschichtlichen Termini und gattungsgeschichtlichen Diskussionen in den Blick zu nehmen.

Georg Stanitzek hat den Bildungsroman als Element der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts analysiert.<sup>36</sup> Sein Argument ist, dass der Hiatus zwischen Perfektibilität und Perfektion, also zwischen einem tendenziell zukunfts offenen Prozess und einem tendenziell zu erreichenden Ideal, letztlich dazu führt, Bildung als Selbstvervollkommnung zu denken. Der Bildungsroman, ganz im Unter-

---

**34** So die Beschreibung des Vorgangs in Anlehnung an Georg Picht bei Walter Erhart: *Verbummelte Studenten. Literarische Beiträge zur Bildungskatastrophe*. In: Achim Geisenhanslüke/Georg Mein/Franziska Schößler (Hg.): *Das Subjekt des Diskurses*. Festschrift für Klaus Michael Bogdal. Heidelberg: Synchron 2008, S. 47–66, hier S. 48.

**35** Vgl. Erhart: *Verbummelte Studenten* (Anm. 34), S. 63.

**36** Vgl. Georg Stanitzek: *Bildung und Roman als Momente bürgerlicher Kultur*. Zur Frühgeschichte des deutschen „Bildungsromans“. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (DVjs) 62/4 (1988), S. 416–450.

schied zum akademischen Roman, in dem es um die grundlegende Frage der Habitualisierung in Institutionen der Bildung geht, blendet die Institutionen vollkommen aus. Georg Stanitzek hat als sozialgeschichtliches Korrelat der Diskussion um den Begriff der ‚Perfektibilität‘, der ja letztlich als ein anthropologisch generalisiertes Potenzial zu begreifen ist, den Begriff der ‚Karriere‘ vorgeschlagen.<sup>37</sup> Gattungslogisch resultiert daraus der Bildungsroman, der sich als „Experimentierfeld“ für neu entwickelte Bildungskonzepte erweist.<sup>38</sup>

In Anlehnung an diese These soll als sozialwissenschaftliches Korrelat gegenwärtiger Thematisierung des Bildungskonzepts der Begriff der ‚Prekarität‘ dienen.<sup>39</sup> Der Begriff ‚Prekarität‘ ist die deutsche Übersetzung des französischen Begriffs *précarité*. Etymologisch ist *précarité* erst seit ca. 1823 nachgewiesen, als dieser Begriff erstmals Eingang in das *Dictionnaire Universel de Boiste* fand. *Précarité* beschreibt den „état de ce qui est précaire“.<sup>40</sup> Das Adjektiv *précaire* ist schon etwas älter. Es entstammt dem juristischen Diskurs und verhandelt in der Tradition des römischen Rechts den unsicheren Zustand eines Besitzes. *Precarius* bezeichnet dann die prekäre Eigenschaft eines Besitzes, der nur auf Bitte gewährt wird. Das Eigentumsrecht kann jederzeit widerrufen werden.<sup>41</sup> *Precaria* bedeutet dann Bittschrift, in der genau um diesen Besitz gebeten wird.<sup>42</sup> Im Begriff *precarité* wird Unsicherheit reflektiert. Gleichzeitig reflektiert aber die Herkunft des Adjektivs aus dem juristischen Diskurs, dass es Verfahren gibt oder geben muss, die Sicherheit, wie im Falle des Besitzes, unsicher werden lassen können. Semantisch sind damit zwei Eigenschaften des Prekaritätsdiskurses benannt. Da wären erstens die Eigenschaft der Unsicherheit und zum anderen die zeitliche Dimension. In der modernen Fassung des Begriffs kommen beide Dimensionen zusammen. *Precarité* reflektiert einerseits Flexibilisierung und zum anderen die Aufhebung von Sicherheit im Lebenslauf respektive im Erwerbsleben als Anspruch an soziale Si-

37 Vgl. Stanitzek: *Bildung und Roman* (Anm. 36), S. 437.

38 Stanitzek: *Bildung und Roman* (Anm. 36), S. 421.

39 Die folgende Darstellung orientiert sich an Franz Schultheiß/Stefan Herold: *Précarité und Prekarität. Zur Thematisierung der sozialen Frage des 21. Jahrhunderts im deutsch-französischen Vergleich*. In: Michael Busch/Jan Jeskow/Rüdiger Stutz (Hg.): *Zwischen Prekarisierung und Protest. Die Lebenslagen und Generationsbilder von Jugendlichen in Ost und West*. Bielefeld: transcript 2010, S. 243–303.

40 *Précarité*. In: Pierre-Claude-Victor Boiste: *Dictionnaire Universel de la langue française avec le latin et les étymologies*. Paris: Verdier 1823, S. 717.

41 Vgl. *Precarius*. In: *Französisches Etymologisches Wörterbuch*: <https://apps.atilf.fr/lecteurFEW/index.php/site/index> (zuletzt eingesehen am 13.08.2018).

42 Vgl. *Precaria*. In: *Französisches Etymologisches Wörterbuch*: <https://apps.atilf.fr/lecteurFEW/index.php/site/index> (zuletzt eingesehen am 13.08.2018).

cherung. Soziale Sicherheit kann, etwas radikal formuliert, immer nur befristet gewährt werden.

Die Sozialwissenschaft in Deutschland reflektiert genau diese beiden Dimensionen des französischen *précaire* beziehungsweise *précarité* im Begriff ‚Prekarität‘. In der Anwendung des Begriffs auf postmoderne Lebenslagen reflektiert die Sozialwissenschaft den Umbau sozialstaatlicher Zielsetzungen. Heike Solga hat dies prägnant formuliert. Für sie ist der „versorgend[e] Sozialstaat“ Vergangenheit.<sup>43</sup> Er wandelt sich zum „investiven Sozialstaat“.<sup>44</sup> Damit ist gemeint, dass fortan sozialstaatliche Maßnahmen keinen Status mehr reproduzieren, sondern auf eine unsichere Zukunft hin orientiert sind, die es zu verbessern gilt. Dies gilt als „Regimewechsel“ innerhalb der sozialen Politik.<sup>45</sup> Einhergeht damit eine „Vermarktlichung“ des Sozialstaats,<sup>46</sup> also der Ausrichtung von Sozialpolitik an Marktmechanismen.

Nunmehr steht, wie Ute Klammer ausführt, nicht mehr der bedürftige oder anspruchsberechtigte Mensch im Mittelpunkt. Vielmehr ist es der „Nachfrager, Kunde und Vertragspartner in Tauschprozesse[n]“,<sup>47</sup> der die Adresse sozialstaatlicher Interventionen darstellt. Dem ‚investiven Sozialstaat‘ geht es dann um die „kompetenz- und ressourcenfundierte Entfaltung des Individuums“,<sup>48</sup> also um Inklusion qua Kompetenzakkumulation.

Für die literaturwissenschaftliche Prekaritätsforschung resultieren aus der sozialwissenschaftlichen Befassung mit dem Thema mindestens drei Konsequenzen: Prekarität erweist sich erstens möglicherweise als biografisches Deutungsmuster vieler Figuren in der Gegenwartsliteratur. Zweitens kann man mit dem Begriff der Prekarität die Erosion der mittelständischen Normalbiografie beschreiben, die auf die Erosion ökonomisch und sozialpolitisch abgesicherter Lebenslagen reagiert, und die ihrerseits in der Gegenwartsliteratur thematisch werden. Drittens führt Prekarität in Bezug auf formale Aspekte zu einer Irritation her-

---

**43** Heike Solga: Bildung und materielle Ungleichheiten. Der investive Sozialstaat auf dem Prüfstand. In: H.S./Rolf Becker (Hg.): Soziologische Bildungsforschung. Wiesbaden: Springer [= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 52/2012], S. 459–487, hier S. 460.

**44** Solga: Bildung und materielle Ungleichheiten (Anm. 43), S. 461.

**45** Claudia Ruddat: Eine überraschende Reform? Politikwissenschaftliche Interpretationen zu Hartz IV. In: Zeitschrift für Sozialreform 57/2 (2011), S. 221–236, hier S. 223.

**46** Tanja Klenk u. a.: Das Ende einer Bismarck-Tradition? Soziale Selbstverwaltung zwischen Vermarktlichung und Verstaatlichung. In: Sozialer Fortschritt 58/5 (2009), S. 84–91.

**47** Ute Klammer/Frank Schulz-Nieswandt: Logik des Sozialstaats und „Arbeit am Menschenbild“. Die Auswirkungen von Hartz IV auf verschiedene sozialpolitische Felder. Editorial. In: Sozialer Fortschritt 55/7 (2006), S. 157–159, hier S. 158.

**48** Klammer/Schulz-Nieswandt: Logik des Sozialstaats (Anm. 47), S. 156.

kömmlicher Konzepte, Bildungsgeschichten im Rahmen des Bildungsromanschemas zu erzählen.

## 2 Thomas Melle: 3000 Euro

Thomas Melles Romans *3000 Euro* ist gleichzeitig für seinen Realismus gelobt und für seine Darstellung von Armut kritisiert worden.<sup>49</sup> Der Roman schildert einen oder mehrere Schritte, die den Protagonisten Anton „ins Nichts“ geführt haben.<sup>50</sup> Der Roman wartet nicht mit sozialpädagogischer Kindheitsanalyse auf, sondern inszeniert Herkunft als Ort einer ursprünglichen Entfremdung.

Anton wird als „Bastard zwischen den Schichten“ (M, S. 68) bezeichnet, der in diesem ‚Zwischen‘ keine Identität, keine Heimat gefunden hat. Dies hat unmitelbar mit seinem Bildungsaufstieg zu tun:

Aber das blendende Abitur und das angefangene Jurastudium haben ihn [Anton; M.S.] der eigenen Klasse entrissen – ja, was? Auf eine andere soziale Ebene gehoben? Einem unaufhaltsamen Aufstieg zugeführt? Nein, im Ungefähren belassen, nirgendwo wirklich abgesetzt. (M, S. 68)

Mit guten Gründen kann man diese Stelle als eine implizite Auseinandersetzung mit den *individuellen und sozialen Kosten* des Aufstiegs durch Bildung sehen. Bildungsaufsteiger gefährden soziale Ordnungsmuster und machen soziale Modernisierung erfahrbar. Gleichzeitig – und dies wäre die kritische Bilanzierung – führt der Bildungsaufstieg zu einer sozialen Ortlosigkeit.<sup>51</sup>

Literatur, insbesondere die Literatur der Gegenwart, kann so der neoliberalen Modernisierung eine kritische Bilanzierung hinzufügen, deren Funktion darin bestünde, die ausgelösten Veränderungen sichtbar und damit sozial relevant werden zu lassen. Der Roman wartet, wie schon erwähnt, nicht mit den Gründen für ein Scheitern auf. Bei Antons Biografie scheint es, so kann man vielleicht sagen, um eine ‚Normalbiografie‘ eines Mannes gehen, der Mitte der siebziger Jahre ge-

<sup>49</sup> Vgl. Christoph Schröder: Die Träume des Flaschensammlers. In: Der Tagesspiegel vom 05.09.2014. Online unter: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/thomas-melles-brillanter-roman-3000-euro-die-traeume-des-flaschensammlers/10655394.html> (zuletzt eingesehen am 13.08.2018); Emily Jeuckens: Wir warten auf unsere Hinrichtung. Thomas Melles zweiter Roman „3000 Euro“ schafft es auf die Shortlist für den Deutschen Buchpreis. In: Literaturkritik.de, Oktober 2014: [http://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=19848](http://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=19848) (zuletzt eingesehen am 13.08.2018).

<sup>50</sup> Christoph Melle: 3000 Euro. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2016, S. 39. Im Folgenden wird aus dieser Ausgabe unter der Sigle M und Seitenangabe zitiert.

<sup>51</sup> Dieser Gedanke verdankt sehr viel der Lektüre von Didier Eribon: Rückkehr nach Reims. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn. Berlin: Suhrkamp 2016.

boren ist und im Berlin der Neunziger studiert. Die Rückkehr in die Herkunft (vgl. M, S. 57ff.) lässt ihn nur „Prollsymbole“ (M, S. 62) entdecken, die für ihn keinerlei Bedeutung mehr haben. Anton, der zwischenzeitliche „Lebenskünstler“ (M, S. 55), entwickelt im Laufe des Textes eine Kunst des Verschwindens, mit der der Text erstaunlicherweise beginnt: „Unter den Flickern und Fetzen bewegte sich nichts. Die Passanten gehen an dem Haufen vorbei, als wäre er nicht da“ (M, S. 7). Wir Leserinnen und Leser wissen, dass wir es mit einem zu tun haben, der nur noch in den Augen der Anderen existiert, für sich selbst aber nicht mehr. Wer er genau ist, erfahren wir im Laufe der Geschichte. Und genau dies macht ihn zu demjenigen Armen, wie die Soziologie Georg Simmels ihn versteht:

Deshalb ist er im sozialen Sinne erst arm, wenn er unterstützt wird. Und dies wird wohl allgemein gelten: soziologisch angesehen ist nicht die Armut zuerst gegeben und daraufhin erfolgt die Unterstützung – dies ist vielmehr nur das Schicksal seiner personalen Form nach –, sondern derjenige, der Unterstützung genießt bzw. sie nach seiner soziologischen Konstellation genießen sollte – auch wenn sie zufällig ausbleibt –, dieser heißt der Arme.<sup>52</sup>

Genau dieser Unterstützung durch Institutionen entzieht sich Anton im Laufe des Romans, um am Ende als Traumprojektion von Denise, Antons zwischenzeitlicher Liebe, wiederaufzutauchen. Es ist noch die Frage zu klären, zu welcher *Sozialfigur* Anton im Laufe des Textes wird. Die immer deutlicher vom Erzähler hervorgehobenen Insignien der Verwahrlosung und mangelnde Körperhygiene lassen es zu, die Entwicklung Antons als ‚Verpöpelung‘ zu beschreiben, also mithin als das genaue Gegenteil eines Aufstiegs.

Was aber hat es mit diesem Pöbel auf sich? Der Pöbel ist eine Reflexionsfigur moderner Sozialität, als sich in ihm ein Problem repräsentiert, was die Gesellschaft letztlich nicht lösen kann: das Problem der Armut.<sup>53</sup> Der Pöbel ist, wie Frank Ruda es formuliert, das „Ausgeschiedene, das Entbundene der bürgerlichen Gesellschaft“.<sup>54</sup> *Als Pöbel* stellt der Pöbel nicht nur die Bedrohung der Gesellschaft durch sich selbst dar. Dem Pöbel fehlt also genau das, was dem Armen zukommt: eine soziale Relation. Er ist das Außen der Gesellschaft, der Rest, der stets bleibt.

Die Verpöbelung führt natürlich zu einem Erzählmuster, das demjenigen des Bildungs- oder Entwicklungsromans radikal entgegengesetzt ist. In den Bildungsbiografien, die in den Bildungs- oder Entwicklungsromanen erzählt werden, ist

<sup>52</sup> Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, S. 551.

<sup>53</sup> Vgl. Frank Ruda: Hegels Pöbel. Eine Untersuchung der ‚Grundlinien der Philosophie des Rechts‘. Konstanz: UVK 2011; Ruda: Alles verpöbelt sich zusehends (Anm. 2).

<sup>54</sup> Ruda: Hegels Pöbel (Anm. 53), S. 66.

der Aufstieg durch Bildung ein erzählerisches Prinzip.<sup>55</sup> Gleichzeitig erinnert die Namensgebung des Protagonisten an eine große Gestalt der Bildungskrisen um 1800: An Karl Philipp Moritz' Anton Reiser.<sup>56</sup> In der krisenhaften Thematisierung von Bildungsgeschichte liegt möglicherweise eine Parallele zwischen Melles und Moritz' Anton.

Abstieg durch Bildung als erzählerisches Prinzip verfährt dann konträr zum kohärenten Lebenslauf und seiner Erzählung. In diesem Sinne lässt sich auch eine Passage interpretieren, in der der offensichtlich verwarhloste Anton seine *alma mater* besucht. Anton, vormals intrinsisch motiviert durch ein „besonderes Interesse an der Rechtsphilosophie“ (M, S. 87), trägt nun das „blendend[e] Gutachten“ (M, S. 88) des Hochschullehrers, das ihm bescheinigt, ein herausragender Student zu sein, als Sanctuarium seiner Erinnerung mit sich: „Die Zukunft hatte geraunt und gefunkt“ (M, S. 88; Herv. M.S.). Die unwiederbringliche vergangene Vergangenheit lässt sich nicht mehr in ein Versprechen für die Zukunft verwandeln. Genau dies zeigt dann die Spiegelpassage in der Universität, die nun unmittelbare Gegenwart ist und mit der Vergangenheit nichts mehr zu tun hat. Der Besuch seiner alten Universität, der „Ort seines Traumas und seines Scheiterns, wie er sie rückblickend verklärt“ (M, S. 175), wird gerade so zum Symbol der Einsicht, dass Anton als Student, der einmal ein großes Versprechen gewesen ist, verschwunden ist. Eindringlich schildert Melle, wie Anton, dem die „alten Begriffe so fremd erscheinen“ (M, S. 177), nicht mehr erkannt wird und von einem Individuum in einen Fall der universitären Krisenkommunikation verwandelt wird:

„Und Sie, was machen Sie eigentlich hier?“ ‚Ich‘, sucht Anton nach Worten, ‚also ich höre eigentlich nur zu.‘ ‚Nein, ich kenne das, ich habe das schon im Kollegium besprochen‘, sagt Stephan. ‚Sie können hier nicht so einfach sitzen. Das ist nicht persönlich gemeint. [...] Gerade gestern‘, holt Stephan aus, ‚hat mir einer von Ihnen dazwischengeredet und wollte gar nicht mehr aufhören. Das stört einfach den Ablauf hier.‘ (M, S. 178)

---

55 Ein Exemplar dieser Gattung ist Ulla Hahns Entwicklungstrilogie *Ein verborgenes Wort* (München: DTV 2014, zuerst 2001), *Aufbruch* (München: DVA 2009) und *Im Spiel der Zeit* (München: DVA 2014), in der der Bildungsgang einer Arbeitertochter vom Vorschulalter über Berufsausbildung, zweitem Bildungsweg und Studium als Befreiung und Aufstieg inszeniert wird, der unter den sozialstaatlichen Absicherungen der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre den Aufstiegswillen der kleinbürgerlichen Mitte in Szene setzt. In diesem Sinne weist auch Oliver Nachtwey auf den Optimismus von Ulla Hahns Trilogie hin, in der etwas gelingt, was die regressive Moderne verweigert, da nunmehr keine „Aufstiegsgesellschaft“ zur Darstellung kommen kann. Nachtwey: Die Abstiegs-gesellschaft (Anm. 2), S. 8. Vgl. für die Lektüre des ersten Teils von Ulla Hahns Trilogie als Bildungsroman Ortrud Gutjahr: Einführung in den Bildungsroman. Darmstadt: WBG 2007, S. 126ff.

56 Vgl. hierzu Markus Steinmayr: Menschenwissen. Zur Poetik des religiösen Menschen im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 2006, S. 264ff.

Für die Vorbereitung des allmählichen Verschwindens des Protagonisten aus dem Sozialen ist diese Stelle wichtig. Denn der Dialog zwischen Anton und Professor Stephan zeigt, dass Anton nun einer von ‚denen‘ ist, die in das Wir der akademischen Gemeinschaft nicht mehr passen. Melle zeigt an anderer Stelle fast noch eindringlicher, wie man einen sozialstaatlichen Wohlfahrtsmechanismus in eine Narration verwandeln kann. Anton entzieht sich der wohlfahrtsstaatlichen Zurichtung in einem Obdachlosenheim, der Sozialarbeit (vgl. M, 75f.) und der Psychiatrie (vgl. M, 76ff.) und bildet mitunter eine singuläre Opposition gegen das „Lebenslaufregime“<sup>57</sup> des Sozialstaats und dessen Zumutungen aus. Er will kein Armer im Sinne wohlfahrtsstaatlicher Adressierungslogik mehr sein.

Freiheit unter diesen Bedingungen kann auch Verweigerung von Bildung bedeuten. Oder aber, wie es eine Kollegin von Denise formuliert, als sie gefragt wird, warum sie denn Pornos drehe: um „Studiengebühren“ (M, S. 164) zu verdienen.

### 3 Thomas Kisch: Möbelhaus

In Thomas Kischs *Möbelhaus* wird das inszeniert, was Ulrich Beck das „Risiko-*regime*“ nennt,<sup>58</sup> ein Regime, das Risiko als Möglichkeit und soziale Sicherheit notwendigerweise als volatil versteht. Kisch ist ein Pseudonym. Es steht für Guido Eckert, einem vormaligen Journalisten, der in diversen Zeitungen und Magazinen für den Neuen Journalismus der 2000er-Jahre stand, also jener mythischen Zeit, die für Qualitätsjournalismus und dem hohen gesellschaftlichen Status von Journalisten steht.<sup>59</sup>

Der Erzähler, der vormalig exzessiv „Edelfederei“ betrieben hat,<sup>60</sup> die aber „inzwischen kein Geld mehr bringt“ (K, S. 6), nimmt eine Stellung als Möbelverkäufer, besser gesagt als „Einrichtungsberater“ (K, S. 13), in einem Möbelhaus an. Da der Erzähler aber in einem vorigen Leben professioneller Gesellschaftsbeobachter war, nämlich Journalist, erzählt er seine Geschichte als Geschichte einer Beobachtung dieser für ihn – *eigentlich fremden* – Arbeitswelt.

57 Stephan Lessenich: Theorien des Sozialstaats zur Einführung. Hamburg: Junius 2012, S. 30.

58 Ulrich Beck: Die Zukunft der Arbeit oder: Die politische Ökonomie der Unsicherheit. In: Berliner Journal für Soziologie 9 (1999), H. 4, S. 467–468, hier S. 471.

59 Vgl. Christian Schröder: Kündigung ist Kopfschuss. In: Der Tagesspiegel vom 14.04.2016. Online unter: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/absturz-eines-topjournalisten-kuendigung-ist-kopfschuss/13443654.html> (zuletzt eingesehen am 13.08.2018).

60 Robert Kisch: Möbelhaus. Ein Tatsachenroman. München: Droemer 2015, S. 6. Im Folgenden wird diese Ausgabe mit der Sigle K und Seitenangabe zitiert.

Thomas Kischs *Möbelhaus* ist auf zweifache Weise für eine literaturwissenschaftliche Analyse interessant. Die Literaturkritik hat bereits darauf hingewiesen, dass der Roman ohne die Reverenz auf Siegfried Kracauers Sachbuch *Die Angestellten* nicht zu verstehen sei.<sup>61</sup> Kischs „Tatsachenbuch aus der Welt des Kapitalismus“ geht dahin,<sup>62</sup> wo es wehtut: in die Welt eines Möbelhauses, in der der Verkäufer nicht nur Waren, sondern vor allem sich selbst verkauft, und in der ein schier grenzenloser Wettbewerb vorherrscht. Das Möbelhaus wird damit das, was Emil Lederer bei Kracauer jenen gesellschaftlichen Raum nennt, in dem wir „noch die moderne Sklaverei finden“, ein „sozialer Raum“,<sup>63</sup> in dem man der neuen ökonomischen Verhältnisse ansichtig werden kann.

Nun ist das Möbelhaus als Exemplar der Gattung Warenhaus nicht irgendein literarischer Ort. Das Warenhaus ist ein Ort, an dem sich die unterschiedlichen Spezialdiskurse der Modernisierung zeigen lassen: Verrechtlichung, Ökonomisierung, Rationalisierung, Verlust interaktioneller Nähe etc.<sup>64</sup> Diese Diskurse, so Lindemann, sind gleichsam um den Topos Warenhaus, herum organisiert. Das Warenhaus fungiert hier als Topos in einem doppelten Sinne: als Ort und als Thema. Dass der Absteiger im Möbelhaus landet, ist somit kein Zufall. Am Anfang steht die Empfindung, dass Kisch als „vielfach prämierter Schreiber“ (K, S. 29) in den Krisen der Branche bestehen wird. Der Ich-Erzähler im Möbelhaus trägt deutliche Züge von Hans Falladas Johannes Pinneberg, dem Protagonisten von *Kleiner Mann – was nun?*.

Was beide eint, ist das Abstiegsmotiv und die Rolle des Warenhauses als Topos der Modernisierung. Pinneberg, der nach Tätigkeiten im Konfektionshaus Bergmann und in der Saat- und Futtermittelhandlung Kleinholz in der Provinz nach Berlin zieht, dort im Warenhaus Mandel angestellt wird, erlebt im Warenhaus die durchgehende Rationalisierung der Arbeitswelt. Im Roman Falladas steht hierfür der Organisator Spannfuß.

Im Dezember hatte Herr Spannfuß, der neue Organisator der Firma Mandel, erst einmal in den Betrieb hineingerochen, im Januar nahm er seine Tätigkeit richtig auf. Die Verkaufsqote für den einzelnen Verkäufer, seine Losung, wurde in der Herrenkonfektion auf das Zwanzigfache seines Monatsgehalts festgesetzt. Und Herr Spannfuß hatte eine hübsche kleine Rede gehalten. Daß das nun im Interesse der Angestellten geschehe, denn nun habe doch

<sup>61</sup> Vgl. Volker Weidermann: Der Krieg, das Geld, die Gier. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Nr. 9 vom 01.03.2015, S. 33.

<sup>62</sup> Weidermann: Der Krieg, das Geld, die Gier (Anm. 61), S. 33.

<sup>63</sup> Zitiert nach: Siegfried Kracauer: *Die Angestellten*. Aus dem neuesten Deutschland. Mit einer Rezension von Walter Benjamin. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971, S. 13.

<sup>64</sup> Vgl. Uwe Lindemann: *Das Warenhaus*. Schauplatz der Moderne. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2015, S. 34–38, 46ff.



jeder Angestellte die mathematische Gewißheit, daß er vollkommen nach Verdienst eingeschätzt werde. ‚Jede Schmuserei und jede Schmeichelei, das für das Ethos so verderbliche Kriechen vor den Vorgesetzten gibt es nicht mehr!‘ hatte Herr Spannfuß gerufen. ‚Geben Sie mir Ihren Kassenblock und ich werde wissen, was für ein Mann Sie sind!‘<sup>65</sup>

Schon vor dieser Erfahrung von Rationalisierung verabschiedet sich Pinneberg von allen Karrieregedanken: „Adé Vorwärtskommen.“<sup>66</sup> Letzlich kulminiert die Einsicht Pinnebergs, dass unter den Bedingungen der ständigen Arbeitssuche das Selbstbild als Angestellter nicht mehr funktioniert. Hoch symbolisch entledigt er sich am Ende des Romans des weißen Kragens: „Er ist ein heruntergekommener Arbeitsloser, jeder sieht ihm das auf zwanzig Schritte an. Pinneberg greift nach seinem Hals und macht den Kragen ab, er steckt ihn mit dem Schlips in die Manteltasche.“<sup>67</sup>

Auf der anderen Seite findet sich im Text Kischs die Erzählung vom angehaltenen, unterbrochenen oder niemals stattfindenden sozialen Aufstieg der Mitarbeiter. So schreibt Kisch über seine Kollegen:

Einer war Hoteldirektor. Einer Gitarrist in einer Heavy-Metal Band. Julia hat Augenoptikerin gelernt. Auf die Schnelle schnappe ich noch auf: abgebrochenes Architekturstudium, abgebrochenes Irgendwas. Andererseits aber auch: Maurer, Hauptschüler ohne Abschluss. Und der Gipfel: ehemaliger Millionen-Erbe. [...] Aber kaum einer, der in so einem Haus arbeitet, hat sich das freiwillig ausgesucht. Es ist ein Auffangbecken deutscher Mittelschichtsbioographien, gewissermaßen der Kaffeesatz gekündigter und nicht mehr vermittelbarer Randexistenzen. (K, S. 9)

Erzählungen von Prekärität und über Prekäre sind auf der Schwelle zwischen dem Sozialen und dem Kulturellen angesiedelt. Marx hat in diesem Sinne von dem Prekären als „virtueller Pauper“ gesprochen.<sup>68</sup>

„Er [der virtuelle Pauper, M.S.] ist seinen ökonomischen Bedingungen nach bloßes lebendiges Arbeitsvermögen, also auch mit den Bedürfnissen des Lebens ausgestattet. Bedürftigkeit nach allen Seiten hin, ohne objektives Dasein als Arbeitsvermögen zur Realisierung desselben.“<sup>69</sup>

**65** Hans Fallada: *Kleiner Mann – was nun?* Ungekürzte Neuausgabe mit einem Nachwort von Carsten Gansel. Berlin: Aufbau 2017, S. 256.

**66** Fallada: *Kleiner Mann – was nun?* (Anm. 65), S. 173.

**67** Fallada: *Kleiner Mann – was nun?* (Anm. 65), S. 460.

**68** Karl Marx/Friedrich Engels: *Grundriss der politischen Ökonomie*. In: K.M./F.E.: *Werke*. Bd. 42. Berlin: Dietz Verlag 1983, S. 505.

**69** Marx/Engels: *Grundriss der politischen Ökonomie* (Anm. 68), S. 505.

In der postfordistischen Ökonomie nutzt man ‚Prekarität‘, „um ein Beschäftigungsverhältnis zu beschreiben, das bestimmte soziale, rechtliche und tarifliche Standards unterschreitet, die üblicherweise durch die Institutionen des Arbeits- und Tarifrechts, der Sozialpolitik und der Sozialversicherung garantiert sind.“<sup>70</sup> Vor dem Hintergrund der Wortgeschichte von ‚Prekarität‘ sieht man hier, dass die Absicherung von Risiken durch arbeitsmarktpolitische Maßnahmen gerade abgebaut wird. Arbeit zu haben, garantiert keinen Status, sondern bedeutet, seine Arbeitsfähigkeit zu aktivieren.

Genau diese Arbeitsverhältnisse trifft Kisch an. Die Verkäufer arbeiten auf Kommission, wodurch Verkauf und Konkurrenz zu Implikaten der Verkäufer-Existenz werden: „Meine sogenannten Kollegen sind doch sogar froh über jeden Mitstreiter, der fehlt, weil es dann eine größere Chance gibt, auch mal einen kaufinteressierten Kunden zu treffen“ (K, S. 94). „Innerbetriebliche Leistungsbereitschaft“ wird zur Signatur der Verkäufer-Existenz.<sup>71</sup> Das führt dazu, dass der Wettbewerb von den Vorgesetzten natürlich forciert wird: „[D]ie lieben es, wenn die Verkäufer sich untereinander bekriegen. Dann laufen ihre Verkäufer nämlich mehr. Und vor allem: Sie entwickeln dann keine Solidarität untereinander“ (K, S. 23). So soll der Wettbewerb verinnerlicht werden. Jede Situation, in die das Selbst gerät, ist dann zwangsläufig eine Wettbewerbssituation: „Der arbeitswütige Selbstproduktivismus ist das Merkmal eines wettbewerblichen Selbst, das offenbar keine Möglichkeit sieht, im Umgang mit Unsicherheit, Abstiegsangst und intensiver Marktvergesellschaftung soziale und solidarische Wege zu finden.“<sup>72</sup>

Die Zeitsituation der Gegenwart, die in Kischs Roman beschrieben wird, zeichnet sich durch zwei Charakteristika aus, die im Roman selbst Thema werden: Da wäre zum einen der soziale Abstieg des Protagonisten und zum anderen die durchgehende Ökonomisierung von Lebens- und Selbstverhältnissen.

Das neoliberale Biedermeier des positiven Denkens verwandelt aber darüber hinaus kapitalistische Konkurrenz in eine positive Behaglichkeit. Mehrarbeit bedeutet nicht etwa Belastung, sondern birgt „zusätzliche Möglichkeiten“ (K, S. 17), die Konkurrenten sind „Marktbegleiter“ (K, S. 18 und passim). Kritisches Denken oder gar Nachfragen wird unter Generalverdacht gestellt: „Jede Form von Kritik wird als negativ ausgelegt. Und jede Form negativen Denkens ist in diesem [dem kapitalistischen; M.S.] Wirtschaftssystem bei Todesstrafe verboten“ (K, S. 36). Die Verkaufsschulung, der der Sprachkritiker beiwohnt, ist eine „Geistesvernich-

<sup>70</sup> Klaus Kramer: Prekarität – Was ist das? In: Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik 17/2 (2008), S. 77–90, hier S. 78.

<sup>71</sup> Nachtwey: Die Abstiegs-gesellschaft (Anm. 3), S. 165.

<sup>72</sup> Nachtwey: Die Abstiegs-gesellschaft (Anm. 3), S. 166.

tungsversammlung“ (K, S. 56), in der „debile Marketing-Erbauung“ (K, S. 59) vorherrscht. Die Worte, die Kritik sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Erst der Blick des Sprachkritikers macht es möglich, dass das Möbelhaus als zeichenhafte und auch sprachliche Konfiguration dessen erscheint, was Kisch im Laufe des Textes als Kapitalismus entdeckt. Er entdeckt, ähnlich wie Fallada, Rationalisierung als Methode der wissenschaftlichen Betriebsführung.

Es zeigt sich in diesen Reflexionen der betrieblichen Wirklichkeit jene totalitäre Logik, die Ulrich Bröckling der Anrufung des unternehmerischen Selbst unterlegt hat: Noch jede Kritik hat der Verbesserung, der Optimierung des Ganzen zu dienen.<sup>73</sup> Die Verkäufer-Rolle, die Kisch so eindrücklich schildert, wird zur Repräsentation der unternehmerischen Logik neoliberaler Verhältnisse. Der Blick des Verkäufers auf sich selbst entdeckt nur eine Ressource, keine Persönlichkeit.

Im Laufe dieser Entdeckung bemüht Kisch immer mehr Topoi der romantischen Kapitalismuskritik. Das Medium Geld „macht alles so kalt und dunkel. Und tot.“ (K, S. 84). Die „Möglichkeit einer anderen Welt“ (K, S. 84) ist durch den um sich greifenden Kapitalismus verschüttet, Sehnsucht unmöglich. Kisch verarbeitet hier zentrale Topoi der romantischen Kapitalismuskritik, die sich vor allem am Geld entzünden. „Das Hauptmotiv des Menschen“, sagt Braun, der Verkaufsleiter, immer wieder, „ist Geld“ (K, S. 209), das Geld ist sogar seine „Hauptsehnsucht“ (K, S. 210). Geld, so nun wieder der Kritiker Kisch, „erschafft überhaupt nichts“ und ist „langweilig“ (K, S. 210). Ein interessanter Widerspruch taucht hier auf. Denn für Kisch ist es gerade die Tatsache, dass das Geld nicht mehr als eine Ware funktioniert, das Problem. Im berühmten vierten Abschnitt *Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis* des dritten Kapitels im ersten Band des *Kapitals* schreibt Karl Marx:

Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, daß sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. Soweit sie Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr, ob ich sie nun unter dem Gesichtspunkt betrachte, daß sie durch ihre Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigt oder diese Eigenschaften erst als Produkt menschlicher Arbeit erhält. Es ist sonnenklar, daß der Mensch durch seine Tätigkeit die Formen der Naturstoffe in einer ihm nützliche Weise verändert. Die Form des Holzes z.B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht. Nichtsdestoweniger bleibt der Tisch Holz, ein ordinäres sinnliches Ding. Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.<sup>74</sup>

<sup>73</sup> Vgl. Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, S. 283ff.

<sup>74</sup> Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Berlin (Ost): Dietz 1983, S. 85.

Das, was aus dem Tisch wird, steht für die zwielichtige Existenz, die die Dinge im Kapitalismus annehmen müssen, um als Waren funktionieren zu können. In diesem Sinne kann dann alles zur Ware werden. Die Art und Weise, Dinge als Ware im Sinne von Marx zu verkaufen, macht Kisch auf eine bestimmte Art und Weise nicht mit. Es ist aber genau die Logik, ein Möbelstück in eine Ware zu verwandeln, die sein Funktionieren im Kapitalismus ausmacht. Für Kisch ist gerade diese Verwandlung, die im Zentrum des Gesprächs mit den Kunden steht, das eigentlich Skandalöse. Für ihn muss im Zentrum des Kundendialogs die Qualität des zu verkaufenden Objekts stehen, mithin, im Falle von Ledermöbeln deren „Nahtführung“ (K, S. 184). Einher geht diese Kritik am Warencharakter des Möbelstücks mit einer Sentimentalität des Handwerks, in der das Möbelstück als kunstvoll gearbeitetes Ding im Mittelpunkt steht, nicht als Ware in der Zirkulation: „Die Verarbeitung der Nähte, der Lagen, der Häute, all das ist eine *jahrhundertealte Meisterschaft, deren Kunst* allerdings weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden ist“ (K, S. 184; Herv. M.S.).

Kischs Text inszeniert diesen Blick in die Vergangenheit auf zweifache Weise: Zum einen durch den Blick in die sozialstaatlich eingehegte Vergangenheit des Kapitalismus, zum anderen durch das spezifische Narrativ seines Abstiegs. Der Blick in die Vergangenheit von Arbeit als *sozialstaatlich abgesicherter Arbeit* eignet sich auch deswegen so gut, weil im Namen dieser Vergangenheit die herrschenden Verhältnisse kritisierbar werden.

Der alte Sozialstaat ist ein „öffentlicher Schutz gegen soziale Risiken“.<sup>75</sup> Im neuen Sozialstaat werden nun „arbeitsunwillige, risikopräventionsverweigernde, aktivierungsresistente Subjekte“ als Risiko für die ökonomische und soziale Kohäsion adressiert.<sup>76</sup> Sie erscheinen „ökonomisch als Investitionsruinen, wie politisch und moralisch als Normabweichler und Solidaritätsgewinnler“.<sup>77</sup> Agent dieses ‚öffentlichen Schutzes‘ gegen sozialen Risiken ist der Sozialstaat, dessen Interessen beispielsweise durch die Gewerkschaften vertreten werden, wenn es um Arbeit und deren Organisation geht. An einer Stelle zählt der Erzähler die Institutionen des alten Sozialstaats auf, die in der Lage dazu waren, den Kapitalismus einzuhegen:

Seitdem der Alte aus dem Unternehmerverband ausgetreten ist, kann er ohnehin machen, was er will. Also fungiert da vorgeblich ein sogenannter Betriebsratsvorsitzender, meist ein Büroarbeiter, den der Alte schon seit zwanzig Jahren kennt und der bis aufs Komma genau alles ausführt, was der Alte will. (K, S. 204)

---

<sup>75</sup> Stephan Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript 2008, S. 95.

<sup>76</sup> Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen (Anm. 75), S. 95.

<sup>77</sup> Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen (Anm. 75), S. 95.

Es geht dann darum, die alte Funktion des Betriebsrats oder gewerkschaftlicher Arbeit, nämlich in kritischer Absicht das Gemeinsame nicht als Ziel, sondern als Kampfplatz konfligierender Interessen zu betrachten, und den Differenzen im Sozialen wieder eine sprachliche Repräsentation zu geben:

Früher war ich allerdings auch noch 1-a-Unternehmerfreund. In Grunde bin ich in einem Jahr vom CDU-Sympathisanten stramm nach links gewandert. Ich liebe inzwischen sogar deren Sprache: ‚Die Besitzer‘, ‚Die Bosse‘. *Die da oben*.... Ein Vokabular, das in der deutschen Öffentlichkeit verpönt ist Wir haben uns daran gewöhnt das ‚große Gemeinsame‘ zu betonen. Der berühmte ‚gemeinsame Strang‘, an dem Unternehmer und Angestellter ziehen. Ich sehe ihn nicht mehr, den gemeinsamen Strang. Ich sehe nur noch Stricke. (K, S. 280)

Das Früher, in dem die Gewerkschaft „bärtige Zausel mit Plastiktüten auf dem Kopf“ (K, S. 281) waren, ist ein Früher, in das man nicht mehr zurückwill. Man muss sich von diesem Früher abgrenzen. In diesem Kontext wird auch deutlich, welche erzählerische Funktion der Abstieg hat, der, bei aller Trauer des Erzählers über den Verlust an Status, Einfluss und Ansehen, letztlich ‚Sinn‘ macht. Die „Weltfremdheit“ (K, S. 139), die den Schreiber auszeichnet, wird zu einem In-der-Welt-Sein, für das hier das Möbelhaus steht.<sup>78</sup> Am Anfang steht der Blick des Kunden in seine eigene Vergangenheit. „Waren Sie nicht mal im Fernsehen. Er tappt, denke ich. Wie ein Stromstoß pulst das Wort durch meine Hirnlappen“ (K, S. 3). Dies führt zunächst zu einem eher sentimental Blick auf die eigene Vergangenheit:

Bis vor wenigen Monate noch habe ich mit Hollywood-Größen gealbert oder mit deutschen Show-Starts geflirtet, bis vor wenigen Monaten habe ich vor allem für die wichtigsten Magazine und Zeitungen geschrieben, habe dafür als sogenannte Edelfeder fast alle wichtigen Journalismus-Preise gewonnen; notorisch unrasiert und geistreich. Jetzt allerdings trage ich eine seriöse Krawatte, eine Bundfaltenhose und bin selbstverständlich glatt rasiert. Dabei habe ich zwischenzeitlich gar nichts Schlimmes verbrochen. Ich bemühe mich lediglich darum, dass mein Sohn regelmäßig essen kann. Weil die ganze Edelfederei inzwischen kein Geld mehr bringt, genauso wenig wie das Albern mit Hollywood-Größen oder Partybesuche mit Show-Sternchen. (K, S. 5f.)

Allerdings erwartet seine soziale Umwelt, dass aus dem, was Kisch einst gewesen ist, nun gerade kein Möbelverkäufer werden kann. In der Schilderung eines Gartenfestes wird der empfundene soziale Abstieg zu einer sozialen Tatsache. In glasklarer Sprache schildert er das Konkurrenzprinzip, das nunmehr auch die „wunderbare Gemeinschaft“ (K, S. 223) der Familie heimsucht. Die antikapitalistische

---

<sup>78</sup> Vgl. Helmuth Lethen: *Neue Sachlichkeit 1924–1932. Studien zur Literatur des „Weissen Sozialismus“*. Stuttgart: J.B. Metzler 1971, S. 163ff.

Bastion der Familie funktioniert nicht mehr, weil auch der Zusammenbruch der auf Intimität und wechselseitiger Zuneigung basierenden Sozialform Familie im Grunde genommen nur das Funktionieren des Konkurrenzprinzips zeigt. Gleichzeitig ermöglicht diese Usurpation auch die Erkenntnis, dass der Schwager des Erzählers, der ihn vor seiner Zeit als Möbelverkäufer „neiderfüllt gehasst“ (K, S. 224) hat, sich nunmehr von Neid auf „verächtliches Lästern zurückgezogen“ (K, S. 224) hat. Seine eigene Biografie, seine Erfolge werden zum Boomerang: „Ich stottere: ‚Eigentlich bin ich Journalist.... aber aus gewissen Gründen arbeite ich jetzt in einem Möbelhaus...‘ ‚Ach‘... Peinliches Schweigen“ (K, S. 224).

Unter ganz bestimmten Voraussetzungen kann man Kischs Text als zeitkritischen Sozialroman beschreiben.<sup>79</sup> Wilhelm Heinrich Riehl definiert 1851 die Gattung Sozialroman folgendermaßen:

Bis jetzt hat es kein deutscher Autor vollführt, die moderne Gesellschaft in so riesigen, figurenreichen Bildern darzustellen, wie es die Franzosen getan. [...] Und wenn es nun einer mit kühner Hand wagte, von deutschem Standpunkte aus diese Schilderungen der modernen Gesellschaft, wie sie in tausend Fragmenten durch unsere Romane ziehen, zu einem großen Bild zusammenzufassen, wenn es einer wagte, nicht Einzelzüge aus dem socialen Leben zur Staffage zu verwenden, nicht sociale Lokaltöne zum Aufputz alter Herzensgeschichten und Romanverwicklungen aufzutragen, sondern die *Gesellschaft selber* in all ihren Gruppen und Gliederungen, in dem inneren Widerstreit ihrer aufbauenden und niederreißenden Elemente zum *Helden* eines Romans zu machen?<sup>80</sup>

Es geht auch in Kischs Roman nicht mehr darum, das Ich als Individuum darzustellen, das eine Entwicklung durchmacht, sondern eher darum, den Typus des Absteigers als Typus der Gegenwart herauszuarbeiten. Der Text trägt aber dennoch deutliche Züge eines Bildungsromans, eines aber inversen Bildungsromans, der den Abstieg eines typischen Vertreters der Mittelschicht beschreibt. Invers ist er deswegen, weil er das Projekt der Selbstwerdung gerade nicht zukunfts offen entwirft, sondern gleichsam aus der Vergangenheit herleitet und als Abstieg in Szene setzt.

In dieser Inversion liegt seine Gegenwart. Am Ende des Romans steht nämlich ein Subjekt, das nach der Erkenntnis, dass der Kapitalismus in der Lage ist, alle Beziehungen zu usurpieren, ein „verschüttgegangenes Gefühl“ (K, S. 273) wieder-

---

<sup>79</sup> Dies ist auch bewusst gegen die literaturhistorische These Eva Blomes formuliert, die im Anschluss an einschlägige Überlegungen Rüdiger Campes etwas vorschnell in der vorgestellten Geschichte der Bildungsverweigerung den Bildungsroman durch den Institutionenroman ersetzt sieht. Vgl. Blome/Meyzaud: Editorial (Anm. 16), S. 243.

<sup>80</sup> Heinrich Riehl: Der sociale Roman. In: Hans Adler (Hg.): Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990, S. 311–317, hier S. 315f.

entdeckt: „Solidarität“ (K, S. 273). Vielleicht liegt sowohl in der Tatsache, dass das Gefühl verschüttet war, als auch in der Möglichkeit, als Archäologe der eigenen Vergangenheit das Gefühl von Solidarität wiederzuentdecken, die Hoffnung auf eine andere Wirklichkeit.

## 4 Kristine Bilkau: Die Glücklichen

In seiner Rezension zu Kristine Bilkas *Die Glücklichen* eröffnet Hans-Jürgen Schings einen Assoziationsraum, in dem er Bilkas Titel als implizite Anspielung auf Viktor Hugos 1862 erschienen Roman *Les Misérables* liest.<sup>81</sup> In einem weiteren Sinne lässt sich aber, hierin Schings Anregung aufnehmend, Bilkas Roman auf unterschiedlichen Ebenen als Auseinandersetzung mit französischen und deutschen Sozialromanen lesen.

In seiner berühmten Definition der Erzählerrolle im Experimentalroman schreibt Émile Zola:

Kommen wir jetzt auf den Roman zurück, sehen wir gleichfalls, dass der Romanschriftsteller aus einem Beobachter und einem Experimentator besteht. Der Beobachter in ihm gibt die Tatsachen so, wie er sie beobachtet hat, setzt den Ausgangspunkt fest und stellt den festen Grund und Boden her, auf dem die Personen aufmarschieren und die Erscheinungen sich entwickeln können. Dann erscheint der Experimentator und bringt das Experiment zur Durchführung, d. h. er gibt den Personen ihre Bewegung in einer besonderen Handlung, um darin zu zeigen, dass die Aufeinanderfolge der Tatsachen dabei eine solche ist, wie sie der zur Untersuchung stehende Determinismus der Erscheinungen ist.<sup>82</sup>

Bilkas Schreiben lässt sich durchaus in diese Traditionslinie einordnen. Bilkas Erzählen *beobachtet* insofern, als es in einem Schritt die sich wandelnde Umgebung (oder sich gentrifizierende Umgebung der Figuren) in einen sehr nüchternen Erzählstil beobachtet. In einem weiteren Schritt lässt sich das Erzählen der, wenn man so will, inneren Entwicklung der Figuren als Experiment des sozialen Abstiegs verstehen.<sup>83</sup> In Bilkas Text kommen alle Tropen und Figuren des Sozial-

<sup>81</sup> Vgl. Hans-Jürgen Schings: Das große Zittern kommt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 101 vom 02.05.2015, S. 12.

<sup>82</sup> Émile Zola: Der Experimentalroman. In: Manfred Brauneck/Christine Müller (Hg.): Naturalismus. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1880–1900. Stuttgart: Metzler 1987, S. 87–98, hier S. 89.

<sup>83</sup> Diese These richtet sich an die in der Rezension von Björn Hayer entwickelte These, dass wir es im Falle von Bilkas Text nicht mit einem „ideologisch aufgeblasene[n] Sozialroman“ zu tun hätten, sondern dass vielmehr die „Innenschau der Charaktere“ in der Lage dazu wäre, ein „Panorama

romans vor: das Problem der Generationen und ihres Verhältnisses zueinander, der Verfall von ökonomischen Einheiten wie dem Einzelhandel und nicht zuletzt der Abstieg trotz Bildung.

Der Roman beginnt mit einem hoch symbolischen Blick auf die renovierungsinduzierte Veränderung des Hauses:

Es ist dunkel und der Abendverkehr schiebt sich langsam durch die Straße vor dem Haus, die Lichter der Autos schimmern hinter dem Plastikvorhang, die gesamte Außenwelt schwimmt hinter der Plane und dem Baugerüst. [...] Die milchige Hülle macht die Wohnung zu einem verborgenen Raum, sie verbreitet ein Höhlengefühl.<sup>84</sup>

Einerseits wird durch den Hinweis auf die Renovierung des Hauses die Veränderung der sozialen Umgebung thematisiert, andererseits etabliert der Text gleich zu Anfang Veränderung als zentrales Motiv seines Erzählens. Der äußere Wandel, dem zu Beginn noch nichts im Leben der Figur zu entsprechen scheint, wird im Laufe des Textes mit den Wandlungen im Verhältnis der Figuren zu sich selbst zusammengeführt.

Mit der abstiegsinduzierten inneren Veränderung der Figuren Isabelle und Gregor *korrespondiert* die äußere Veränderung des Hauses und der Lebensumstände. Während das Haus luxussaniert wird und einer Verbesserung der Wohnqualität dienen soll, wird das Innere der Figuren und die Höhlenfunktion der Wohnung durch den Verlust der Arbeitsplätze, der ja gleichbedeutend mit einer *Verschlechterung der Umstände* ist, gleichsam auf eine existentielle Probe gestellt.

Die Symbolik des Hauses trägt eigentlich den ganzen Roman. Zu Beginn des Romans heißt es, dass das Haus, in dem Gregor und Isabelle wohnen, „hinter der Plane auf seine Verwandlung“ (B, S. 35) warte; die „Stahlkraft“ des Redaktionsgebäudes, in dem Georg als Redakteur arbeitet, stammt aus der „Vergangenheit“ und ist „inzwischen mehr Imagination als Wirklichkeit“ (B, S. 39). Der Blick aus einem Fenster auf etwas, was Veränderung anzeigt und gleichzeitig so den Blick auf das, was verloren gegangen ist (oder wie Falle von Bilkau: gewesen sein wird), ermöglicht, ist ein romantisches Motiv.<sup>85</sup> Was aus dieser Reverenz auf die

---

der Sehnsucht“ zu eröffnen. Björn Hayer: Das Ende der Behaglichkeit. In: Die ZEIT vom 23.03.2015. Online unter: <https://www.zeit.de/kultur/literatur/2015-03/kristine-bilkau-die-gluecklichen-roman> (zuletzt eingesehen am 30.08.2018).

**84** Kristine Bilkau: Die Glücklichen. München: Luchterhand 2015, S. 9. Hinfort wird diese Ausgabe mit der Sigle B und Seitenangabe zitiert.

**85** Vgl. Jattie Enklaar: Fenster und Ferne. Einige Bemerkungen zu Eichendorffs Lyrik. In: Neophilologus 87/4 (2003), S. 605–615. Den kritischen Impuls dieser nur scheinbar restaurativen Tendenz hat meines Wissens nach zuallererst Theodor W. Adorno gesehen. Vgl. Theodor W. Adorno: Zum



romantische Poetologie des Blicks resultiert, ist natürlich der Fokus auf Veränderung und Wandel als eigentliches Thema des Romans. Der Text fragt nicht so sehr, was Veränderung ausgelöst, welche Krisen der Gegenwart dafür letztlich verantwortlich sind, sondern stellt sich selbst die Aufgabe, die Modernisierung als Wandel zunächst einmal zu bilanzieren. Der Text Bilkas inszeniert dies mit der Sentimentalität des Handwerks.<sup>86</sup> Für die Literatur des späten 19. Jahrhunderts haben Keith Bullivant und Hugh Ridley darin einen erheblichen Anti-Modernismus beobachtet, der sich vor allem durch die extensive Schilderung von traditionellen Handwerkeridyllen auszeichne:

Die Industrialisierung wird anscheinend zugunsten einer bäuerlichen Ökonomie bekämpft: das Handwerk und das traditionelle Gewerbe werden gegenüber der Mechanisierung bevorzugt; der humanistische Fortschrittsglaube wird zugunsten eines regressiven Konservatismus abgelehnt. Zudem kommt häufiger die Tendenz vor, den Industrialismus mit einem übrationalisierten mechanistischen Weltbild gleichzusetzen, dem diese Schriftsteller durch ihre Betonung des Organischen und Irrationalen im Menschen entgegenzuwirken versuchen. Diese Literatur verbindet die Ablehnung der sozialen und ökonomischen Neuerungen des Industriezeitalters mit der Pflege einer traditionsgebundenen und sogar rassistischen Volksgemeinschaft.<sup>87</sup>

Am Anfang des Textes sind die beiden Protagonisten noch dazu in der Lage, „handgemachte Brötchen“ (B, S. 19) zu kaufen, zum Ende hin müssen sie mit dem „Selbstbedienungsbäcker am Bahnhof“ (B, S. 198) Vorlieb nehmen. Das ist die eine Seite.

Die andere Seite ist die Rolle des Einzelhandels, die der Text auf eine ähnliche Weise als Sentimentalitätsfigur einführt (B, S. 270ff.). Der Einzelhandel fungiert hier als eine dem Untergang geweihte Sozialform des Wirtschaftens, die sich gegen die Großkonzerne nicht durchsetzen kann. Der Einzelhandel ist hier, wie anhand von Kischs Möbelhaustopologie gezeigt worden ist, die andere Seite der Modernisierung: Der Einzelhandel ist ökonomisch prekär geworden. So kann man mit der Darstellung des Einzelhandels und seiner Geschichte die verlustreiche Seite der Modernisierung erzählen.

Das Haus als Symbol für modernisierungsinduzierte Veränderungsdiagnostik hat wiederum eine lange Tradition, die sich bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. In Max Kretzers Sozialroman *Meister Timpe*, in der das Haus des Tisch-

---

Gedächtnis Eichendorffs. In: T.W.A.: Gesammelte Schriften. Bd. 11: Noten zur Literatur. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, S. 69–94.

<sup>86</sup> Vgl. hierzu Richard Sennett: *Handwerk*. Berlin: Berlin-Verlag 2008.

<sup>87</sup> Keith Bullivant/Hugh Ridley (Hg.): *Industrie und deutsche Literatur 1830–1914. Eine Anthologie*. München: DTV 1976, S. 64.

lermeisters Timpe als zum Ende des Romans zerstörte Bastion gegen die um sich greifende ökonomische Modernisierung inszeniert wird, heißt es:

Timpes Haus nahm sich nun wie ein störender Punkt in der Umgebung aus, wie ein alter Sonderling, der der Neuerung trotzt: vorn der freie Platz, begrenzt von den Neubauten der Holzmarktstraße, und hinten die roten Backsteingebäude der Fabrik, überragt von dem Schornstein, der Siegestsäule der modernen Industrie.<sup>88</sup>

Das Haus, das in Kretzers Roman als das erscheint, was es einmal war, kann in seiner Veränderung und in seinem Fremd-werden als Repräsentation einer Verfallsgeschichte inszeniert werden. Die „Auflösung der Sozialstruktur des ganzen Hauses“<sup>89</sup> mit all ihren Konsequenzen ist Gegenstand des nicht nur naturalistischen Sozialromans: Verfall der Gemeinschaft im Haus, Einzug des Konkurrenzprinzips, Auflösung der Einheit von Haus und Gewerbe machen den Bezug auf das, was war, zur notwendigen Bedingung der Kritik an den herrschenden Verhältnissen. In einer gewissen Nähe zur Erzählung vom Verfall des Hauses entsteht die Erzählung vom Verfall der Nachbarschaft; ein, wie Forschung hinlänglich belegt hat, bekanntes Thema aus der modernisierungskritischen Literatur.<sup>90</sup>

Es ist Tenor der Literaturkritik, Bilkau Roman als Generationenroman zu lesen, ohne dass darauf eingegangen wird, welches kulturelle Narrativ sich im Topos ‚Generation‘ verbirgt und welche Probleme des Sozialen sich durch einen gebrochenen oder problematisch gewordenen Generationenvertrag offenbaren.<sup>91</sup> Nicht das Porträt steht im Mittelpunkt, sondern die Tatsache, dass der Zusammen-

---

**88** Max Kretzer: *Meister Timpe*. Sozialer Roman. Mit einem Nachwort von Götz Müller. Stuttgart: Reclam 1976, S. 145. Vgl. auch zu Kretzer als Vertreter der ‚sentimentalischen‘ Moderne Ingo Stöckmann: *Der Wille zum Willen. Der Naturalismus und die Gründung der literarischen Moderne 1880–1900*. Berlin/New York: de Gruyter 2009, S. 94ff., 258–270.

**89** Horst Möller: *Epoche – sozialgeschichtlicher Abriss*. In: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*. Bd. 5: *Zwischen Revolution und Restauration: Klassik, Romantik 1786–1815*. Hg. v. Horst Albert Glaser. Reinbek: Rowohlt 1980, S. 14.

**90** Vgl. Patrick Eiden-Offe: *Nachbarschaft als Lebensform in Wilhelms Raabes Chronik der Sperlingsgasse*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (DVjs)* 85/2 (2011), S. 233–264. In diversen Texten der Gegenwartsliteratur tritt der Verfall dieser Lebensform, die Eiden-Offe an Raabe nachzeichnet, wieder auf. Vgl. zum Beispiel Silke Scheuermann: *Die Häuser der anderen*. Frankfurt/M.: Fischer 2014; Inger-Maria Mahlke: *Rechnung offen*. Berlin: Berlin Verlag 2013. In *Übernahme von Kretzer’schen Dichotomien (Urban als Vertreter des Industriekapitals, Meister Kretzer als Vertreter des ursprünglichen, kleinbürgerlichen Handwerker-Berlin)* vgl. Jan Bremer: *Der amerikanische Investor*. Berlin: Berlin-Verlag 2011.

**91** Vgl. Katrin Hillgruber: *Das seismografische Porträt einer Generation*. In: *Deutschlandfunk, Büchermarkt*: [http://www.deutschlandfunk.de/kristine-bilkau-die-gluecklichen-das-seismografische.700.de.html?dram:article\\_id=334414](http://www.deutschlandfunk.de/kristine-bilkau-die-gluecklichen-das-seismografische.700.de.html?dram:article_id=334414) (zuletzt eingesehen am 05.09.2018); Maren Keller: *Hallo, ihr prekären Existenzen, dieses Buch ist für Euch*. In: *Der SPIEGEL*. Online unter: <http://>

halt der Generationen, der ja soziale Ordnung symbolisiert, zumindest ins Wanken geraten ist.<sup>92</sup>

Bilkau beschreibt diesen Zusammenhang am Beispiel des Erbes. Als die Mutter Gregors gestorben ist, nimmt Gregor einen Termin in der Sparkasse wahr. Dort wird ihm deutlich gemacht, dass der Kredit zum „Nachlass“ (B, S. 241) gehört. Dies bedeute, so der Sparkassenangestellte, dass der „Erbe auch den Kredit [erbt]“ (B, S. 241). Schulden zu erben, also gleichsam einen Ballast für die eigene Zukunft, die eigentlich durch das Erbe verbessert werden soll, ist die genaue Umkehrung des Generationenvertrags, eine Umkehrung, in der die Vergangenheit der Familie beziehungsweise die familiäre Finanzvergangenheit zur Belastung für die Gegenwart wird. Gregor, der Erbe, überlegt lange, ob er dieses Erbe ablehnen soll. Trotz seiner prekären Lage nimmt er aber das Erbe an. Diese Annahme ist wiederum mit einer Selbsterkenntnis verbunden:

In achtzehn Monaten könnte er den Kredit abbezahlt haben. Je nachdem, wie es läuft. Den Unterlagen nach wurde das Darlehen von seinem Vater kurz vor seinem Studium aufgenommen. Das ist sein Erbe, der Rest eines Kredits für seine akademische Ausbildung. Er hat dieses Erbe angenommen. (B, S. 291)

Die Solidarität innerhalb der Familie zeigt sich hier wiederum als Bezug auf eine Vergangenheit, auf die eigene biografische Vergangenheit. Die Übernahme des Erbes ist gleichsam der Preis, der Gregor für seine Karriere, die aber paradoxerweise gar nicht funktioniert, zahlen muss.

Bilkas Kritik der modernen Verhältnisse trägt bisweilen restaurative Züge. So heißt es im Text: „Kleinigkeiten, die unverändert bleiben, sind ein Triumph gegen die Zeit, gegen die Veränderung“ (B, S. 252); auch wenn es nur das Summen des Kindes ist. Insbesondere das Ende, das in guter romantischer Tradition die Zumutungen der Moderne und ihrer Verwerfungen im Medium der Liebe kompensiert, gibt hierüber Aufschluss:

Es ist nicht so gelaufen, wie sie gedacht haben, na und. Georg hat recht, was wird erst bedeutungsschwer, wenn sie versuchen, es aus dem Weg zu schweigen. Dass sie hier zusammensitzen, reden und dabei ihr Kind betrachten, *das* allein ist bedeutend. (B, S. 296)

Für die abschließende Lektüre des Textes im Lichte der Frage nach der Inszenierung sozialer Unsicherheit soll die Thematisierung der Institutionen sozialer Sicherung im Text befragt werden. Im Zuge der Schilderung der nachbarschaftli-

---

[www.spiegel.de/kultur/literatur/kristine-bilkau-die-gluecklichen-a-1023995.html](http://www.spiegel.de/kultur/literatur/kristine-bilkau-die-gluecklichen-a-1023995.html) (zuletzt eingesehen am 05.09.2018).

<sup>92</sup> Vgl. hierzu Ohad Parnes/Ulrike Vedder/Stefan Willner (Hg.): Das Konzept der Generation – eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008.

chen Verhältnisse tritt kurzzeitig eine Nebenfigur auf, die für die Vergangenheit eines *abgesicherten* Lebens steht. Norbert, „Filmprofessor an der Kunsthochschule im Ruhestand“ (B, S. 132), verschwindet im Winter für „zwei Monate nach Gomer“ (B, S. 132). Dieses abgesicherte Leben, das er ohne Frau und Kinder führt, hat „nicht[s] zu befürchten“ (B, S. 133). Dieses Versprechen existiert für die beiden Protagonisten nicht mehr. Beide verlieren ihren Arbeitsplatz, Georg als Redakteur der Zeitung, Isabelle den als Orchestermusikerin.

Um die Funktion dieser lebensgeschichtlichen Ereignisse im Lichte einer Poetik sozialer Unsicherheit zu befragen, soll kurz auf die Neudefinition des Sozialstaats eingegangen werden. Diese Neudefinition ist mit ‚Hartz-IV‘ nur unzureichend beschrieben. Es geht vielmehr um eine „Neudefinition des Sozialen“ im flexiblen Kapitalismus.<sup>93</sup> Die Reform des Sozialgesetzbuches II fungiert als das *Andere* sozialstaatlich eingehegten Lebens, weil das Prinzip der neuen Sozialstaatlichkeit ausagiert: die ständige Delegitimierung nicht erwerbstätiger oder erwerbsunwilliger Lebensformen.<sup>94</sup> Die „aktivierungspolitisch veränderten Beziehungsmuster zwischen Individuum und Gesellschaft“ prägen die Logik des ‚neuen‘ Wohlfahrtsstaates.<sup>95</sup> Sie lassen sich gut mit dem Slogan „Von der Wohlfahrt zur Arbeit“ beschreiben.<sup>96</sup> Die generalisierte Anthropologie einer grundsätzlichen Arbeitsfähigkeit und -willigkeit des Individuums führt ins begriffliche Zentrum der neuen Sozialstaatlichkeit: dem Begriff der Beschäftigungsbefähigung, die nunmehr das Ziel sozialstaatlicher Interventionen ist.

Das bedeutet, dass sich die staatliche Unterstützung an der Frage festmacht, ob jemand sich der *Verbesserung seiner Fähigkeit, einen Job anzunehmen*, verweigert oder eben nicht.<sup>97</sup> Der Sozialstaat funktioniert nicht mehr als Einhegung von Risiken des modernen Lebens, er widerspricht damit seiner, wenn man so will, ‚Gründungsfiktion‘, die der Foucault-Schüler François Ewald in seiner Studie über die Versicherungsgesellschaft in Gänze beschrieben hat. Die Gründungsfunktion sozialstaatlicher Intervention besteht darin, das Risiko zu vergesellschaften. Die „Kategorie des Risikos“, schreibt Ewald, stellt

in der Tat den Angelpunkt aller Politiken der Solidarität dar, die fundamentale Kategorie der neuen Moral. [...] Das Übel als Risiko ist genau das, was uns aneinanderbindet. [...] Man ist selbst, wir sind alle Produkte des Risikos, vom sozialen Gesichtspunkt aus sind wir Zufällig-

<sup>93</sup> Vgl. Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen (Anm. 75), S. 73ff.

<sup>94</sup> Vgl. Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen (Anm. 75), S. 95f.

<sup>95</sup> Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen (Anm. 75), S. 90.

<sup>96</sup> Siehe hierzu Gerhard Bäcker u.a. (Hg.): Sozialpolitik und soziale Lage in Deutschland. Bd. 1: Grundlagen, Arbeit und Einkommen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften <sup>4</sup>2008, S. 79ff.

<sup>97</sup> Martin Dietz/Ulrich Walwei: Hartz IV. Reform der Reform? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 37/51 (2007), S. 31–38, hier S. 37.

keiten, homo aleator. Dass dieser nicht jener ist, ergibt sich aus dem Zufall, aus den Umständen, aus einer aleatorischen Verteilung. [...] Der Risikobegriff ist die letzte Formel des Jedermanns, die moderne Art, die Beziehungen zwischen dem Ganzen und seinen Teilen zu denken.<sup>98</sup>

Die Risiken sind vollends individualisiert, denn nunmehr muss jeder Verantwortung für sich übernehmen. Wenn man scheitert oder arbeitslos wird, ist dies nur eine neue Chance oder die Gelegenheit, sich besser ‚aufzustellen‘ auf den Arbeitsmärkten. Diese Logik liegt nicht nur der neu gestalteten Arbeitslosenversicherung, sondern auch der Krankenversicherung zugrunde. Wenn Gregor mit einer gewissen Ironie das alltägliche Ritual des Zähneputzens vor dem Hintergrund seiner Angst, im Alter die notwendigen Zahnbehandlungen nicht mehr bezahlen zu können, als „Akt der finanziellen Vorsorge“ (B, S. 196) beschreibt, dann hat die Figur Gregor diese Logik scheinbar internalisiert. In der Sequenz des Romans, in der das Ritual der Betriebsversammlung geschildert wird, artikuliert Gregor eine Selbsterkenntnis, die möglicherweise den Weg weist, wie mit der schleichenden neoliberalen Kolonisierung der Lebensbereiche umzugehen ist: Er hat „es satt, ein Kostenfaktor zu sein“ (B, S. 124). Das wäre schon einmal ein Anfang.

## 5 Möglichkeiten einer Poetik der sozialen Politik

Die Ausführungen haben gezeigt, wie man sozialwissenschaftliche Bestimmungen des Sozialen und die literarische Imagination miteinander in *eine Beziehung* setzen kann. Man kann diese Beziehungen auf eine zweifache Art und Weise noch genauer untersuchen. In einem sehr allgemeinen Sinne kann man die Diskussion über den Sozialstaat als die Diskussion über Charakter, Beschaffenheit und Begriff der politischen Intervention (und ihrer Grenzen) beschreiben. Die Institutionen und Instrumente des Sozialstaats – wie zum Beispiel Kranken- und Rentenversicherung, aber auch die Unfallversicherung – sollen dabei die negativen Effekte eines allzu marktgetriebenen Wirtschaftens auf Individuum und Gesellschaft möglichst minimieren. Folgt man dem großen Theoretiker des Sozialstaats, Franz-Xaver Kaufmann, so liegt der Zweck des Sozialstaats deswegen darin, der kapitalistischen Wirtschaftsordnung Glaubwürdigkeit und Legitimität zu verleihen.<sup>99</sup> Es ist genau diese Funktion sozialstaatlicher Interventionen, die für die Literatur von Bedeutung sind. Wenn, wie gezeigt, die Versprechen auf Auf-

<sup>98</sup> François Ewald: Der Vorsorgestaat. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Hermann Kocyba. Mit einem Essay von Ulrich Beck. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, S. 483.

<sup>99</sup> Franz-Xaver Kaufmann: Sozialstaat als Kultur: Soziologische Analysen II. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2015, S. 18ff.

stieg durch Bildung zunehmend porös werden, sozialstaatliche Interventionen das kapitalistische Wirtschaften reproduzieren, anstatt es einzuhegen, dann könnte die Funktion der Literatur in der Delegitimierung derjenigen Prozesse liegen, die den Sozialstaat zu einem rein investiven umbauen wollen. So wäre es möglich, den unterschiedlichen Segmenten der Sozialpolitik beziehungsweise der sozialstaatlichen Interventionen literarische Entsprechungen zuzuordnen.

In Juli Zehs *Corpus Delicti* beispielsweise lässt sich nachlesen, wie ein Gesundheitssystem operiert, das die Gesundheitspolitik radikal individualisiert und Volksgesundheit nicht mehr als sozialpolitische, sondern als individualpolitische Aufgabe betrachtet. Zehs Schreiben wäre mit den kurrenten Diskussionen um die Neuformierung der Gesundheitspolitik zusammenzubringen. Wenn Gesundheitspolitik von Versorgung auf Vorsorge umstellt, dann wäre Zehs Roman eine innovative Form des dystopischen Staatsromans, in der der vorsorgende Sozialstaat in Gestalt der Krankenversicherung dargestellt wird. Im Fokus stünde dabei eine grundlegende Frage sozialer Politik beziehungsweise wohlfahrtstaatlicher Intervention: Wie ist das problematische Verhältnis von Freiheit und Sicherheit auszutarieren?

Anhand von Joachim Zelters Roman *Die Schule der Arbeitslosen* kann man studieren, wie die Logik des investiven Sozialstaats am Beispiel der Arbeitsmarktpolitik funktioniert. Die Karriere, hier ganz im Sinne der Tradition, soll als etwas betrachtet werden, das mithilfe von Biografiearbeit und Autofiktionalisierung optimiert werden soll: „Lebensläufe sind eine Form von angewandter Literatur. Wie ein Roman oder Drama: Exposition, steigende Handlung, Wendepunkt, Lösungen... Lösungen über Lösungen. Nicht anderes ist ein Lebenslauf.“<sup>100</sup> Die Bezüge zu sozialstaatlichen Maßnahmen liegen auf der Hand.<sup>101</sup> Zelters Roman verwandelt Institutionen der Arbeitsmarktpolitik wie das Bewerbungstraining für Langzeitarbeitslose in eine arbeitsmarktpolitische Dystopie. Die Prekarität von Arbeitsverhältnissen wird bei Zelter zu einer Diktatur der Arbeitsbefähigung.

Für eine Genealogie der Entkoppelung von Leistungsdenken und Bildungsdiskurs ließen sich zahlreiche Zeugnisse aus der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts aufrufen. In direkter Folge romantischer Bildungsprogrammierung, die ja letztlich darauf hinausläuft, Bildung als Selbstverhältnis anzuschreiben, ließe sich eine Literaturgeschichte des Bildungsaufsteigers rekonstruieren.

---

**100** Joachim Zelter: *Die Schule der Arbeitslosen*. Tübingen: Klöpfer & Meyer 2006, S. 67.

**101** Vgl. Monika Wolting: *Beraubung der Identität? Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit in Joachim Zelters *Schule der Arbeitslosen* (2006)*. In: Torsten Erbrügger/Inga Probst (Hg.): *Omnia vincit labor? Narrative der Arbeit – Arbeitskulturen in medialer Reflexion*. Berlin: Franke & Timme 2013, S. 185–193, hier S. 185, 189, 192. Die Lektüre, die Wolting vorschlägt, müsste noch eingehender mithilfe einschlägiger Handreichungen und Akten aus der Arbeitsverwaltung vertieft werden.

Der Bildungsaufsteiger wäre im Grunde genommen jene Figur, die die Figuren des Abstiegs, wie sie hier analysiert und dargestellt worden sind, ex negativo vorbereitet.

In zahllosen Romanen der europäischen Literatur tritt im Laufe des 19. Jahrhunderts nämlich der Bildungsaufsteiger als Streber, als durchweg negative Figur auf. Bildungsaufsteiger sind ein Zeichen für die Instabilität sozialer Ordnungen. Bildungsaufsteiger irritieren diese Stabilität: was für eine bürgerliche Sicht bedeutet, sich gegen diese Aufstiege durch Bildung abzuschotten. So könnte man eine Reihe eröffnen, in der die Figur des Karrieristen ins Zentrum der Analyse rückt. Diese Reihe müsste komparatistisch angelegt sein. Beginnen könnte sie möglicherweise mit Honoré de Balzacs *Père Goïrot*. Bekanntlich ersetzt Eugène de Rastignac im Laufe des Buches das Studium der Jurisprudenz durch das Studium der Pariser Gesellschaft, deren Regeln zu kennen karrierefördernder ist als das Examen. Auf der anderen Seite sind Figuren wie George Duroys aus Guy de Maupassants *Bel ami* genau jene Figuren, die einen nur noch instrumentellen Blick auf die Welt haben und zwecks Karriere alles vergessen lassen.

Als Gegenmodell ließe sich hier Frédéric Moreau aus Gustave Flauberts *Éducation sentimentale* anführen. Moreau wäre derjenige, der sich dem gesellschaftlichen Versprechen des Bildungsaufstiegs konsequent verweigert. Man könnte diese Tradition bis zu den deutschen Realisten fortführen. Theodor Storm hat mit Hauke Haien einen Bildungsaufsteiger par excellence vorgestellt, der notwendig scheitert. Theodor Fontane hat mit seiner Figur der Mathilde Möhring dem kleinbürgerlichen Willen zum Aufstieg und der damit einhergehenden Abstiegsangst berechtigt Ausdruck verliehen.

In einer sehr grundsätzlichen Art hat Didier Eribon in seinen Schriften die individuellen Kosten des Bildungsaufstiegs bilanziert. Eribon spricht von Bildungsaufstieg als „Klassenflucht“.<sup>102</sup> In seinen Lektüren, die von Marcel Proust, André Gide bis Annie Ernaux reichen, hat er die Geschichte der Klassenflüchtigen entdeckt. Es sind diejenigen, die sich aufgrund des bildungsinduzierten Klassenwechsels ihrer Herkunft, ihrer Familie radikal entfremden. Im Prozess einer „Selbstwiederaneignung“<sup>103</sup> wird diese fundamentale Entfremdung rekonstruiert. Bildungsaufstieg aber insinuiert, dass man einfach so einen sozialen Gestaltwandel durchmachen könnte. Literatur wäre dann der Ort, an dem die individuellen Kosten des Bildungsaufstiegs reflektiert werden.

---

**102** Didier Eribon: *Gesellschaft als Urteil: Klassen, Identitäten, Wege*. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn. Berlin: Suhrkamp 2018, S. 102.

**103** Eribon: *Gesellschaft als Urteil* (Anm. 102), S. 106.

Bildung wäre noch radikaler als Verwandlung zu denken, als Metamorphose einer Person, deren Ergebnis eine Anamorphose, eine notwendige Verzerrung von personaler Identität ist. Die durch Bildung entstehende „Zersplitterung des Selbst“<sup>104</sup> führt zu einer Unerkennbarkeit der Person, für sich selbst und für andere. Für die Literaturwissenschaft gilt es somit, in das sozialpolitische beziehungsweise sozioökonomische Einvernehmen über die positiven Eigenschaften des Bildungsaufstiegs zu intervenieren. Literatur, das literarische Schreiben wäre dann die Bilanzierung jener individuellen und sozialen Kosten des Bildungsaufstiegs.

Im Anschluss an einschlägige Überlegungen Hartmut Rosas gälte es somit, die Frage nach den Bedingungen eines gelingenden Lebens, wie sie unter anderem in der Literatur befragt und vorgestellt werden, anders und neu zu stellen.<sup>105</sup> Bildung, um an den Ausgangspunkt der hier vorgelegten Überlegungen anzuschließen, muss demzufolge nicht nur als Ressource des Aufstiegs beziehungsweise des Abstiegs angeschrieben, sondern als Modus der Selbst- und Weltverwandlung neu interpretiert werden. Damit schließt sich auf eine gewisse Art und Weise der Kreis. Denn Bildung so zu verstehen, ist ein urromantisches Projekt. Das Ergebnis einer derart reaktualisierten Romantik wäre, so hätten hieran anschließende Studien zu zeigen, eine Darstellung des Sozialen, die transparent macht, wie gutes Leben *in der Literatur* gelingen könnte, ein Leben, vermittelt durch eine Poetik der Anverwandlung und der Leistungslosigkeit.

---

104 Eribon: *Gesellschaft als Urteil* (Anm. 102), S. 102.

105 Vgl. Hartmut Rosa: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp 2017. Nicht ganz zufällig erwähnt Rosa Hesses Roman *Narziss und Goldmund*. Vgl. S. 22.



Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

**DOI:** 10.1515/iasl-2019-0005

**URN:** urn:nbn:de:hbz:465-20240614-085551-8

Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFG-geförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.

Steinmayr, M. (2019). Abstieg trotz Bildung: Inszenierungen sozialer Unsicherheit in der Gegenwartsliteratur (Melle, Kisch, Bilkau). *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 44(1), 100-131. <https://doi.org/10.1515/iasl-2019-0005>

© 2019 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston. Alle Rechte vorbehalten.